300 Tage im Sattel.

Erlebnisse eines sächsischen Artilleristen 1870/71.



von

Friedrich Bernhard Wagner.

Verlag von Alexander Köhler. Dresden und Leipzig.

300 Tage im Sattel.

Erlebnisse eines sächsischen Artilleristen im Feldzuge 1870/71.

Von

Friedrich Bernhard Wagner.
Chemnitz.

Mit einer Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes.

1892.
Dresden-Leipzig,
Verlag von Alexander Köhler.

Den

Kriegskameraden

von 1870/71

gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Oft ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß aus den Kreisen der Teilnehmer am Kampfe mehr Darstellungen des 1870/71er Feldzugs veröffentlicht werden möchten. Meines Wissens ist noch wenig von artilleristischer Seite in dieser Beziehung geschehen, und da Einzelheiten aus meinen Erzählungen und Darstellungen, ich darf wohl sagen erfreut haben, so ermutigt mich dies, außerdem von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, an eine Veröffentlichung zu gehen. Ich stand bei Ausbruch des Kriegs als Einjähriger bei einer sächsischen Feldbatterie und war in 5 Schlachten und Gefechten*), sowie während

*) 1. St. Privat (18. August), 2. Beschießung von Verdun (24. August), 3. Nouart (29. August), 4. Beaumont (30. August), 5. Sedan (1. September) und die Belagerung von Paris (19. September 1870 bis 11. März 1871).

der ganzen Belagerung von Paris, also vom Ausmarsch aus Dresden bis zum glänzenden Einzuge in diese Residenzstadt, bei meiner Batterie, welche den Hintergrund bei den nachstehenden Mitteilungen bildet. 911 Schuß, zumeist Granaten, feuerte meine Batterie in den Feind.

Sollte vorliegendes Büchlein, das in seinen Darstellungen wahr und treu ist, sich Freunde erwerben und sollte vor allen Dingen manche schöne Erinnerung aus der großen Zeit 1870/71 hiermit der Vergessenheit entzogen werden, so ist der Zweck desselben erfüllt. Zwar habe ich während des ganzen Feldzugs die umfänglichsten Aufzeichnungen gemacht, doch bin ich von der Form der einfachen Beschreibung abgegangen, um nicht gar zu umfänglich zu werden, habe aber, um Wechselbeziehungen zwischen dem, was draußen im Felde und dem, was in der Heimat vorging, zu haben, einen Teil der Briefe meines Vaters eingeflochten, die mir weiteren Kreisen zugänglich zu machen wert erscheinen. Die Begeisterung für ein einiges Deutschland schlummerte ja in vielen der damaligen Zeit, doch hoffe ich darzuthun, wie in meiner Familie ein recht guter Untergrund zu finden war, auf dem das Deutschtum schon längst sproßte und in der großen Zeit 1870/71 Gelegenheit fand, neuen Samen zu streuen, sowie befruchtend, zumeist auf mich, dann aber auch weiter auf andre zu wirken.

So mögen denn, nachdem vor mehr als 20 Jahren

Friede geschlossen und — Gott sei Dank — seitdem gehalten worden ist, nachstehende Zeilen in dankbarer Erinnerung an die „große Zeit“ so aufgefaßt werden, wie sie gemeint sind:

treu, wahr und — deutsch!

Chemnitz.

B. Wagner,
Architekt.

1.

In strammer Haltung stand ich vor meinem Batteriechef im Biwak bei Oberingelheim. Mich von oben bis unten musternd, sagte er: „Oberkanonier W., ich habe Sie ausersehen, Quartiermacher der Batterie zu sein. Ihr gutes Pferd wird Sie dabei besonders unterstützen, und die dazu nötige Selbständigkeit, sowie Sprachkenntnisse — wie lange wird's dauern, sind wir in Feindes Land — setze ich bei einem Einjährigen meiner Batterie voraus. Sie müssen jeden Augenblick bereit sein abzureiten. Alles weitere findet sich; 's ist gut."

Mit einem „Zu Befehl, Herr Hauptmann," machte ich Kehrt, erfreut über das Zutrauen meines Chefs, aber wohl kaum klar darüber, was mit diesem Posten zugleich für Arbeiten und Erlebnisse verbunden waren. Mein erster Blick galt meinem kräftig gebauten Braunen, der „Sechs", wie sie in der Batterie allgemein genannt wurde, die ja bei dem mir in Aussicht gestellten besonderen Dienste eine Rolle spielen sollte und mußte. Einsam stand sie entsattelt an den Speichen eines Munitionswagens, mit

ihren großen, klugen Augen mich anblickend. Ihr Platz in den Reihen der übrigen Pferde mußte während des Biwakierens unbesetzt bleiben, weil sie ein unleidiges Fräulein war, das keine Berührung mit andern ihresgleichen vertrug und durch Ausschlagen schon oft recht unangenehme Scenen hervorgerufen hatte, die ihr den Namen „Schmeißer" eingebracht hatten. Aber treu und sicher war meine „Sechs" — für mich, ihren Herrn, das Muster eines Reitpferdes! Und gleich im Anfange sei es ausgesprochen, daß ein Reiter lieber von seinem Pferde spricht, als von sich selbst, und daß auch in der größten Not und Gefahr die Hauptsorge des Reiters sein Pferd ist, ja die Verpflegung des treuen Tieres ihm wichtiger erscheint als seine eigene. Es heißt „Roß und Reiter", nicht umgekehrt.

Nur wenig Wochen waren es, daß ich täglich mit meinem Pferde umging. Aber wir verstanden uns. Schon bei den Vorbereitungen, die durch die Mobilisierung sich nötig machten und die für die Artillerie in der Vervollständigung aller Einzelheiten einer Batterie bestehen, deren es für Pferde und Mannschaften an Munition und Requisiten u. s. w. eine Unzahl giebt, hatte ich wochenlang täglich auf meinem Pferde gesessen, um heute in die Laboratorien zum Fassen von Munition, morgen mit einem Kommando in die Depots zu reiten oder sonst welchen Auftrag zu erledigen.

Überhaupt gab es von dem Augenblicke an, da der Befehl zur Mobilisierung gegeben war — es war dies am 16. Juli, früh 9 Uhr —, die mannigfachsten Arbeiten zu bewältigen. Es jagte ein Befehl den andern, und ich selbst hatte an dem gedachten Tage fortwährend Befehle zu schreiben, da aller halben Stunden ein Nachtrag

zu holen war. Hierbei kam mir meine Geübtheit im Stenographieren zu statten; denn der den Befehl ausgebende Adjutant diktierte nicht friedlich langsam, sondern in schnellstem Tempo. Außer in dienstlichen Angelegenheiten durfte kein Soldat die Kaserne verlassen, und auch wir Einjährigen hatten unser Quartier in der Kaserne zu nehmen. Ich hatte bisher bei meinen Eltern gewohnt, sehr nahe an der Kaserne, und konnte es auch fernerhin wagen, das schlechte Lager der Kaserne zu meiden und dafür das gute Bett daheim aufzusuchen. Wir erhielten nun auch Kommißbekleidung und Löhnung. Unser Feldwebel, ein alter, langgedienter Soldat, hatte täglich neue Ermahnungen für uns jungen Leute.

Da jede Batterie, um auf Kriegsfuß zu kommen, eine fast dreifache Vergrößerung erfuhr, so wurde es notwendig, einige Batterien aus der Kaserne auf nahe Dörfer zu verlegen. Die unsre blieb glücklicherweise in Dresden. Ferner wurden zur Ausstattung der Batterie Pferde gekauft. Da wurde fleißig geprüft, welche sich für den Dienst überhaupt, welche sich für den Reit-, oder für den Fahrdienst eigneten. Da wurde das Zeughaus ausgeräumt, und jede Truppe holte sich daselbst das Material, das zum Feldzuge nötig war. Da erhielt die Batterie die nötige Munition, die aus den Pulverhäusern und Laboratorien herbeigeschafft wurde. Diese mußte zum guten Teile erst gefertigt werden. Zu diesem Zwecke stellte unsre Batterie an jedem Tage eine Anzahl Kanoniere, die von morgens bis abends Munition fertigten, und zwar zur Förderung der Arbeit so, daß jeder Mann den Tag über nur ein bestimmtes Handgeschäft übernahm, indem z. B. die bei dem ersten Manne abgegebene, noch rohe Granate, bestehend nur aus

dem Eisenkerne, zunächst in Behandlung genommen wurde und dann von Mann zu Mann fortwanderte, um aus der Hand des letzten endlich als fertiges, nur noch mit der Zündschraube zu versehendes Geschoß hervorzugehen. Manches Tausend unsrer Geschosse entstand auf diese Weise da noch unter unsern Händen.

Die Tage gingen in abwechslungsvoller Arbeit schnell dahin. In der Kaserne wimmelte es von eintreffenden Reservisten. Die neuen Pferde wurden eingeritten und eingeschirrt. Alles hastete wie in einem Ameisenhaufen wirr durcheinander, doch war dieser scheinbare Wirrwarr nur das Arbeiten einer großartig eingerichteten Maschinerie, in der nichts versagte. Mit einer Schnelligkeit ohnegleichen war die Mobilisierung erfolgt, dank der bewunderungswürdigen Einrichtungen im deutschen Heere.

2.

Wohl ausgerüstet war unsre Batterie*) in den letzten Tagen des Juli. Es war Zeit, an den Abschied von allen Lieben in der Heimat zu denken. Ein wehmütiges Gefühl durchzog die Seele. Am letzten Tage, es war der 28. Juli, merkte ich so recht, was es zu bedeuten hat, „ins Feld rücken". Aber was ich mir in den Stunden des Abschieds vornahm und was in den Worten meines Tagebuchs von diesem Tage niedergelegt ist: „Heute mag es sein und manche Thräne fließen, aber

*) damalige 1. Batterie; im Felde 1. schwere Batterie; es gab damals überhaupt nur 12 sächs. Feldbatterien und 2 reitende.

morgen heißt es ein Mann sein", das habe ich gehalten. Am schwersten wurde es den Eltern, ihren „Ältesten" fortziehen zu sehen. Mein Vater weckte mich morgens 3¼ Uhr. Ich stand auf und kleidete mich an, nicht ahnend, daß ich es gar lange Zeit nicht wieder hier thun würde. Beim Abschiede bat ich die Meinen, um sie und mich nicht aufs neue aufzuregen, beim Abrücken der Batterie womöglich nicht gegenwärtig zu sein.

Es war gegen 7 Uhr am Morgen des 29. Juli, als die Batterie fix und fertig ohne Tadel und Mangel in langer Kolonne vom Kasernenhofe in Dresden abrückte. Welch ein Unterschied zwischen einer Kriegs- und Friedensbatterie! Mit zusammengepreßten Lippen saß ich auf meiner „Sechs"; denn mir ahnte, daß noch manches liebe Gesicht abschiedwinkend sich zeigen werde. Das Kasernenthor war kaum hinter mir, da reichte mir mein Vater die Hand zum Abschiede empor. Der Druck wurde stumm erwidert. Wohl hätte ich es ahnen können, aber gut war's, daß ich es nicht wußte: auch das Auge der Mutter folgte dem ausrückenden Sohne.

Die Dresdner Uhren zeigten bereits ¼ nach 9 Uhr (das Verladen der Geschütze und Pferde nahm lange Zeit in Anspruch), als sich der Bahnzug, welcher die ganze Batterie mit Mann und Maus enthielt, in Bewegung setzte und alle und alles der Heimat entführte. Die Gedanken blieben freilich noch lange bei dem, was zurückblieb. Wie konnte es auch anders sein? Von allen Lieben geschieden, einer ungewissen Zukunft entgegenziehend — war es ein Wunder, daß ernste und wehmütige Gedanken die Herzen bewegten?

„Weg mit dem, was dahinter ist, jetzt gilt's: scharf

ins Auge, was da vorn ist! Das ist der Feind! Drauf!“ so fing mein Vater einen seiner ersten Briefe an. Überhaupt war er von Anfang an voller Begeisterung und Zuversicht, so daß ich oft seine Gedanken meinen Leuten gegenüber wiederholte und offenbar manchen guten Dienst damit geleistet habe. Ich selbst hatte während der ganzen Kriegsperiode eine große Stütze am Vaterhause, und was für herrliche Worte sind es, wenn mein Vater schrieb:

„Ihr Kriegsleute! Ganz Deutschland steht hinter Euch! Jedes Herz schlägt für Euch! Millionen Segenswünsche begleiten Euch! Andre Hunderte von Millionen wünschen Euern Waffen den Sieg! Ihr geht nicht leichtfertig, Ihr geht wohlgerüstet; Ihr geht, weil Ihr wißt warum! Ihr geht mit Gott!“

Und ähnlich dachten Tausende und Abertausende. Wir konnten es aus dem Jubel, mit dem wir auf jeder Eisenbahnstation begrüßt wurden, hören und fühlen. Überall begeisterter Empfang und reiche Bewirtung. Die Fahrt war aber auch eine schrecklich lange; denn volle 36 Stunden brachten wir von Dresden bis Mainz in den engen Wagen zu. In Leipzig hatten wir Liederbücher erhalten mit den kernigsten und herrlichsten Liedern, aber auch ohnedies wurde manches Lied hinausgeschmettert, um die Zeit hinzubringen, und oft genug erbrauste „Die Wacht am Rhein“ aus tausenden von Kehlen. So setzte sich die Fahrt wie ein Triumphzug fort und nicht wie einer ungewissen Zukunft, ja vielleicht dem Tode entgegen.

In Corbetha, Naumburg, Sulza, Apolda, Weimar, Gerstungen u. s. w., überall ward uns guter Empfang und reiche Bewirtung zuteil. Die Fahrt setzte sich die

ganze Nacht hindurch fort. Am andern Morgen, verrenkt und lendenlahm von den unbequemen Stellungen, die wir hatten einnehmen müssen, labte uns in Fulda der Kaffee, der uns allerdings in Kaffeenäpfen gebracht ward, die höchst eigentümlich geformt waren. Den ganzen Tag brachten wir zu, ehe wir endlich Frankfurt erreichten. Hier langten wir erst abends gegen 7 Uhr an. Wir hatten ziemlich lange auf die Einfahrt in den Bahnhof zu warten, denn die vielen Militärzüge hatten den Verkehr ins Stocken gebracht.

Tief in der 9. Abendstunde kamen wir in Castell (Mainz) an, bis wohin die Batterie durch die Bahn befördert werden sollte. Wir waren alle froh — und unsre Pferde nicht minder — als wir den Erdboden wieder unter den Füßen hatten. Das Ausladen ging ziemlich schnell von statten. Es war völlig Nacht, als wir von Castell abmarschierten, um unser erstes Quartier in dem etwa 2 Stunden entfernt liegenden Wailbach zu beziehen. Die Nacht war stockfinster. Dennoch erfolgte der Marsch in größter Eile, da Leute und Pferde, und insbesondere letztere, welche das Marschtempo angaben, mit größtem Verlangen nach einem Unterkommen trachteten.

Es war schon Mitternacht vorüber, als die Batterie an Ort und Stelle ankam. Nach Auffahrung der Geschütze u. s. w. auf einem Felde, dem sogenannten „Parkplatz“, konnte jeder in sein Quartier wandern. Mein Zettel lautete: „Bei Lorenz Nr. 6, 1 Mann und 1 Pferd“. Mit Mühe las man den Zettel und suchte nun in der Stockfinsternis, auf dem Pferde sitzend, in einem stockfremden Dorfe das Obdach. Hoffnung gebend war mir der Um=

stand, daß ich nach meinem Zettel der in dem Hause allein Einquartierte sein mußte. Nach langem Suchen fand ich am Ende des Dorfes das Häuschen Nr. 6, ein höchst ärmliches Nest.

Gerade für mein Pferd, auf das ich so große Stücke hielt, konnte ich kein übleres Unterkommen als einen miserablen Kuhstall treffen. Nachdem ich dasselbe irgendwie befestigt und versorgt hatte, suchte ich nach einem Plätzchen für mich. Ich trat, es war gegen 2 Uhr nachts, in die niedrige Stube, in der bereits 2 Infanteristen auf einer Streu lagen. Nicht lange brauchte ich in Gesellschaft der mir fremden Kameraden zu bleiben, denn schon 4 Uhr früh machte der Tambour einen Höllenlärm auf seinem Kalbfell: die Infanterie rückte bereits wieder ab. Nun erst konnte ich mich einige Stunden der Ruhe hingeben. Der nächste Tag war ein Rasttag (der 31. Juli), der für Tiere und Menschen höchst nötig war; denn nun ging es „auf den Marsch"!

3.

Am 1. August wurde früh $5^1/_2$ Uhr von dem Neste Wailbach abgerückt, um auf demselben Wege, den wir in stockfinstrer Nacht von Castell gekommen waren, wieder dahin zurückzugelangen. Hatte ich am Ausladeplatze in Castell nur mühsam bei Nacht einen Blick auf den Rhein durch die Schießscharten der Festungsmauer werfen können, so kamen wir nun am hellen, sonnigen Tage, munter im Gemüt, als fröhliche Krieger, die mutig

dem Feinde entgegen- oder nachziehen, an den Rhein, „zum Rhein, zum freien deutschen Rhein!“ Ich stand zum ersten Male an den grünen Fluten des urdeutschen Stromes, dessen Wasser meine Hände nun nicht bloß greifen konnten, sondern mußten. Sicher hätte man es nicht bloß unter diesen abnormen Verhältnissen, sondern auch zu andrer Zeit als einfacher Tourist gerade so gemacht.

Und als wir dann die Schiffbrücke Castell-Mainz passiert hatten, da konnten wir nach Hause berichten: „Schon sind wir über den Rhein!“

Und in welch herrliches Land hinein ging nun der Marsch! Nichts ging uns ab in dem schönen Rheinhessen mit seinen Ortschaften, die sich in ihren Namen meistens auf „heim“ endigen, und manches wurde uns von den biedern hessischen Landbewohnern, obwohl wir keine Verpflegung zu beanspruchen hatten, freundlich dargeboten.

Es war heiß, oft schrecklich heiß, doch waren im Anfange die Märsche nicht lang. Gern langte ich von meinem Pferde den an der Straße links und rechts liegen gebliebenen Soldaten andrer Truppenteile einen Trunk herab. Ich fühlte mich glücklich auf meinem Pferde. Das mußte denn auch gleich zu Anfang tüchtig daran; denn man kannte meine „Sechs“ als ein strammes Tier, so daß Ordonnanzritte und Besorgungen, die aus dem Verkehre der Batterie mit dem Abteilungsstabe entsprangen, häufig meine Aufgabe wurden.

Bald drängten sich die Soldaten in Massen zusammen, und nicht immer war Quartier zu erhalten. Namentlich werden Abteilungen wie Batterien wegen der Pferde nicht so leicht Unterkunft finden als Fußabteilungen,

von denen sich der einzelne leichter als der Berittene irgendwie und wo in einem Orte verkrümeln kann. Wir hatten unser erstes Biwak bei Oberingelheim (d. 2. August), wo mein Hauptmann die eingangs erwähnten Worte zu mir sprach. Dasselbe konnte, was seine Lage betrifft, kaum besser gewünscht werden; denn wir lagen auf dem schönsten grünen Rasen, der den Pferden wie der Mannschaft wohl zu statten kam. Ich kam erst im Biwak an, nachdem ich stundenlang in Hitze und Staub auf der Landstraße herumgefegt war, da ich als Ordonnanz im Stabe unsers Höchstkommandierenden Briefe und Aufträge an unsern Abteilungsstab zu besorgen gehabt hatte. Es war dabei nicht leicht gewesen, an marschierenden Truppen, diese überholend oder noch schlimmer, auf dem Rückwege ihnen entgegenkommend, ohne Carambolage vorbeizugelangen. Die Batterie hatte sich, als ich ankam, schon häuslich eingerichtet. Stallleinen waren gezogen, alles war oder wurde ausgepackt, und jeder machte es sich nach Belieben und Bedürfnis und in den Grenzen der Möglichkeit bequem. Wo anderthalbhundert Menschen und 130 Pferde lagern, giebt es ein Bild einzig in seiner Art, ein Bild, das je nach dem gewählten Biwakplatz, je nach dem Gesicht, das der Himmel macht, und je nach dem Zustand der Truppe sehr verschieden sein kann. Da hier diese 3 Umstände nichts zu wünschen übrig ließen und der Reiz der Neuheit für die meisten dazu kam, so kann man dieses erste Biwak als ein mustergiltiges bezeichnen.

Als wir in die Nähe von Homburg kamen (d. 8. August), belebte sich die Hoffnung auf Befriedigung mancher Bedürfnisse. Namentlich machte sich schon das Fehlen einer

guten Orientierungskarte geltend, doch war es nicht möglich von seiner Truppe wegzukommen, weil Biwak an Biwak den Weg verlegte; denn soweit das Auge reichte, war das Land mit Soldaten übersät.

Leider war aber auch das Wetter umgeschlagen. Aus staubigen Biwaks und Straßen waren schmutzige geworden. Dieser Schmutz war leimiger Natur und haftete zähe an dem Lederzeug. So angenehm es war, den Staub los zu sein und kühlere Luft zu haben, so unangenehm war es, nirgend ein trocknes Plätzchen zu finden, wo man in der Nacht einige Stunden ruhen konnte, und oft mußten wir morgens durchnäßt und mit schmutzüberzogenem Zeuge abrücken.

Gerade das letzte Biwak auf deutscher Erde (d. 9. August bei Wittersheim) war denkwürdig durch seine entsetzliche Nässe, da Tag und Nacht der Regen strömte. Es war bestimmt worden, hier einen Rasttag zu halten. An einem solchen Tage bringt der Soldat in der Regel in Ordnung, was in Unordnung geraten ist, doch vereitelte der Regen jede Thätigkeit nach dieser Richtung hin vollständig, und da noch dazu der Erdboden lehmig war, so befanden sich die Mannschaften und Pferde in einem unbeschreiblich schauderhaften Zustande. Schrecklich war die Nacht. Zwar soll der Soldat das Biwak nicht verlassen, doch unter solchen Umständen, wie sie in der Nacht vom 10. zum 11. August obwalteten, war diese Vorschrift kaum aufrecht zu erhalten. Jeder sah zu, wo er nur irgendwie trocken unterkommen konnte.

Wieder hatte ich in dieser Nacht das Geschäft des Befehlsholens, und dies war insofern günstig, als ich Gelegenheit fand, beim Abteilungsstabe in Witters-

heim wenigstens vorübergehend unter Dach und Fach zu kommen. Bis zur Ankunft des Adjutanten, der nach Mitternacht naß wie aus dem Wasser gezogen ankam und uns Befehlsholern den Befehl zu diktieren pflegte, hatte ich in dem Wagen des Abteilungsstabes Schutz vor dem Regen gefunden. Triefend kam ich dann wieder im Biwak an und suchte den in seinem Zelte schlafenden Feldwebel auf, um ihm den Befehl zu übergeben.

Die Füße sanken tief im weichen, nassen Acker ein, und nur mit Anwendung von besondrer Gewalt und flugs durch Mithilfe der Hände konnte man vorwärts schreiten. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß außer den Wachen (und den Pferden) niemand im Biwak zu sehen war. Nach Beendigung meines Geschäfts suchte auch ich nach einem Unterkommen im nächsten Orte. Aber, aber — jede Stube, jede Scheune, jeder Schuppen, jeder trockne Platz unter einem Dache, in den Hausfluren, alles lag gestopft voll Soldaten. Auch nicht ein Plätzchen schien für mich übrig geblieben zu sein. Da kam ich an die Kirche und fand die Thür offen. Der brave Küster hatte jedenfalls die Not der Soldaten erwogen und das Gotteshaus aufgeschlossen. Hier war Platz die Hülle und Fülle. Wenn doch mancher meiner Kameraden die schöne Gelegenheit, im Trocknen zu sein, gewußt hätte! Ich streckte mich aufs harte Holz der Sitzbänke und schlief auf dem harten Lager den gesunden Schlaf der Jugend, trotzdem ich bis auf die Haut durchnäßt war.

Mein armes Pferd aber mußte im Freien ausharren. Es stand am andern Morgen in einem tiefen Sumpfloche, das durch sein Hin- und Hertreten entstanden war.

Froh waren wir alle, als andern Tags (den 10. August) abgerückt und durch die Bewegung Erwärmung unsrer Glieder und Abtrocknung der Sachen möglich wurde.

4.

Wir standen nun nahe der damaligen französischen Grenze. Ehe wir das feindliche Land betraten, wurde ein Feldgottesdienst gehalten, der erste, welcher uns in diesem Feldzuge vorkam. Es gewährt ein erhebendes Gefühl, unter Gottes freiem Himmel mit Tausenden seiner Kameraden um den Feldprediger sich zu versammeln, durch dessen Worte erhoben zu werden und mit seinen Gedanken von dem Alltäglichen und oft recht Gewöhnlichen, das man erleben muß, zum ernsten Nachdenken veranlaßt zu werden. Die Soldaten standen Kopf an Kopf gedrängt, dabei in regelmäßiger Ordnung, gewöhnlich in Carréform, aufgestellt. Der gewaltige Eindruck, den das Ganze auf mich ausübte, wurde noch bedeutend durch den Reiz der schönen Natur und durch den Anblick des soldatischen Charakters der Gegend erhöht. Viele der Soldaten, die in der Heimat die Gelegenheit nicht dazu gefunden hatten, ließen sich hier das heilige Abendmahl reichen, um in Frieden mit ihrem Gott in den gefahrvollen Krieg zu ziehen.

Schon hatten harte Kämpfe stattgefunden, und mancher deutsche Soldat war bereits gefallen. Wir kamen nun dem Kriegsschauplatze täglich näher, und mit Recht hatte der oberste Kriegsherr für nötig befunden, daß wir uns noch einmal vor unserm höchsten Herrn beugten.

5.

Und nun in Feindes Land! Es war am 11. August, als wir Habkirchen, den Grenzort, passierten und die Saar überschritten, die hier zugleich die Grenze bildet. Gleich nach 11 Uhr betraten wir den damals noch feindlichen Boden, und man that dies mit ganz besondern Gedanken. Dankesgefühle durchwehten die Seele dafür, daß es dem Deutschen vergönnt blieb, die Grenze zu überschreiten, und daß es dem Feinde nicht gelungen war, in deutsches Land einzubrechen und dort frevelnd zu hausen. Einem normalen Deutschen kommt es ja nicht in den Sinn, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Einwohner des feindlichen Landes anders zu behandeln als die eignen Landsleute. Jeder sprach mehr oder weniger zu seiner nächsten Umgebung diese Gedanken aus; auch hätte es unserm Batteriechef geziemt, seine Leute darauf aufmerksam zu machen, welche Bedeutung das Überschreiten der Grenze haben mußte. Leider fehlte ein solcher Verkehr bei uns, obwohl als entschuldigend hinzugefügt werden muß, daß die Leute einer Batterie während des Marsches auf einen ziemlich großen Raum verteilt sind. Die Länge einer marschierenden Batterie beträgt immerhin 300 bis 400 Schritt. Schwer tadelnswert aber muß man es dem Führer einer Abteilung anrechnen, wenn er verschweigt, was in der Weltgeschichte passiert. Als wir die französische Grenze überschritten — es war, wie bemerkt, am 11. August —, da waren schon große Schlachten geschlagen worden, von deren Verlauf man uns nichts mitgeteilt hatte, so daß bei uns noch

nicht die Begeisterung eingezogen war, der man in der Heimat schon längst freien Lauf ließ. Als Befehlsholer war mir's möglich gewesen, wenigstens von den Vorteilen zu erfahren, die auf deutscher Seite bereits errungen worden waren; es fehlte aber an Einzelheiten. Mein Vater schrieb mir damals (Dresden, am 15. August), als ich mich brieflich über die eben erwähnten Umstände ausgesprochen hatte:

„Wir staunen, daß Ihr manchmal hungern und dursten müßt: hier gehen die Rinder zu Tausenden durch, den Heeren nach. Es wird schon werden! Ja, mein lieber Sohn, wie stattlich saßest Du zu Pferde, als Deine Batterie auszog, wie wohlaussehend, wie munter! Wohl möglich, daß etwas Fleisch und rote Backe herunterkommt. Aber anders geht es nicht, es geht Millionen so! Aber noch mehr staune ich, daß Du von der Weltgeschichte nichts weißt. Wir sind 2 bis 3 Stunden nach jedem Gefechte unterrichtet, wie es abgelaufen ist. Hier jagt ein Extrablatt der Zeitungen das andre; hier sind Anschläge, die die Behörden ausgeben und die von den Menschen umstanden werden, daß sie sich drängen. Du bist nahe dem Schauplatze bedeutender Schlachten gewesen und weißt nichts davon, und hier ist Staunen und freudiges Erregen und Victoriaschießen. Die ganze Welt ist voller Erzählungen von tausenderlei Einzelheiten aus den verschiedensten französischen und deutschen Provinzen. Jetzt steht die deutsche Sache gut. Gott erhalte es dabei. Nach den Zeitungen müßtet Ihr Sachsen schon über die französische Grenze gerückt sein. Jetzt stehen die Deutschen schon vor Metz, ja die Vorhut der Centralarmee soll

die Mosel schon überschritten haben. Die Franzosen haben ihren Kaiser als Oberbefehlshaber abgesetzt. Ein neues Ministerium ist eingesetzt. Die Aufregung und Verwirrung in Frankreich ist groß. Die Deutschen verfolgen ihre Vorteile vortrefflich und sind dem Feinde fortwährend auf den Fersen. Tausend und abertausend gefangene Franzosen sind in preußische Festungen versetzt. Heute ist Napoleon I. Geburtstag, da hatte Louis in Berlin sein wollen. Gefangene sind genug dort! Dresden wimmelt von Soldaten. Alle Welt sagt: „Woher nur die vielen Soldaten? sie sind ja alle fort!“ Man bekommt Respekt vor den außerordentlichen Veranstaltungen, um Wehr und Waffen in Bewegung zu setzen. Denn heute kann kein Mensch wissen, was der Krieg, der nun einmal angefangen ist, noch weiterhin gebiert. Bleibt aber Deutschland einig, so braucht es sich vorm Teufel nicht zu fürchten! Deutschland ist bei Einigkeit nicht tot zu machen! Die Turkos, die Zuaven, die Kugelspritzen, das französische Gebrüll beim Angriffe ist alles nichts der deutschen Tüchtigkeit und Ruhe und Macht gegenüber. Allen Respekt vor der Führung unsrer Heere! Die Franzosen leiden auch an untüchtiger Führung. Hier glaubt man an die Möglichkeit, daß Ihr Sachsen gar nicht ins Gefecht kommt; denn die Franzosen kommen nicht zum Stillstehen. Ich sage immer, wenn ich das höre: „Abwarten, die sächsische Tüchtigkeit wird noch recht notwendig werden.“ Gott schütze Dich, mein Sohn! Halte aus und thue das Deine, entbehre mit Kaltblütigkeit, danke Gott, wenn Du trocken Brot hast. Deine Mitteilungen sind allemal ein

Fest für uns. Habe herzlichen Dank, daß Du so fleißig schreibst."

Solche Worte mußten erheben und machten wieder wett, was durch Entbehrungen, ich meine ganz besonders das Entbehren der Details vom Kriegsschauplatze, den Menschen mißmutig gemacht hatte. Man lechzte ja förmlich nach Neuigkeiten. Mein Vater setzte mich aber durch seine Mitteilungen sehr bald in den Stand, derjenige meiner Umgebung zu werden, der immer das Neueste schnell wußte, und es gilt dies auch späterhin in Bezug auf meine Vorgesetzten. In dieser Zeit orientierte ich mich über die Stellung der deutschen und französischen Armee auf dem Umwege über Dresden. Dazu stand ein Vater hinter mir, dem nicht erst durch die Siege und Vorteile der Deutschen das deutsche Bewußtsein gekommen war, sondern der dasselbe längst in sich getragen hatte und nun seine Saat ausstreute auf empfänglichen Boden.

„Wer freut sich jetzt nicht", schrieb er, „daß die Franzosen Klopfe kriegen! Ein undeutscher Schuft, wer darüber sich nicht freut! Ich wollte, ich könnte Dir ein Paket Zeitungen schicken, obwohl diese jetzt schnell altbacken werden. Die Weltgeschichte läuft jetzt schneller als sonst. Du stehst am Quell der Weltgeschichte und weißt sie nicht? Heil den deutschen Kämpfern! sie haben dem französischen Gespenst die Maske von der Fratze gerissen. Großartig sind die deutschen Siege! Welches Heer der Welt könnte dem deutschen Heere widerstehen?"

6.

Konnten solche Mitteilungen uns da draußen im Felde nicht fiebern machen? Wir stehen „am Quell der Weltgeschichte", hören und staunen über die Siege und kommen nicht selbst dazu, das Unsere auch beizutragen? Nun, die Welt weiß ja, wie die „sächsische Tüchtigkeit" noch beansprucht wurde.

Die ganze deutsche Armee drängte bekanntlich Mitte August stark vorwärts; denn der großartige Aufmarsch vollzog sich, dem die Schlachten des 16.—18. August und die Einschließung von Metz folgten. Wir kamen an Plätze, wo Franzosen biwakiert haben mußten; denn es fanden sich häufig Hütten aus Laubholzzweigen aufgebaut. Die schönen Laubholzwaldungen, welche man überall im Elsaß findet, waren allerdings dabei stark geplündert und beschädigt worden. Auch fanden wir die Bäume an der Straße nicht selten niedergeworfen und ihrer Blätter beraubt, so daß man geneigt war, darin mehr einen Akt des übeln Willens als der Notwendigkeit zu erblicken.

Je tiefer wir in Feindes Land einrückten, um so schwieriger wurde der Verkehr mit den Einwohnern. Als Quartiermacher hieß es da oft energisch, ja schonungslos vorgehen, um den erhaltenen Befehlen zu entsprechen. Ging man da in einem Orte von Haus zu Haus, die Räumlichkeiten nach ihrer Fähigkeit, Mannschaften oder Pferde aufzunehmen, schätzend und die Zahl der aufzunehmenden Leute und Pferde mit Kreide an Thüren und Thore bemerkend, da stieß man oft auf Widerspruch der Bewohner, die sehr schnell mit ihrem: „Ah, mon Dieu, c'est trop!"

da waren, so daß man vor allen Dingen sein Augenmerk darauf haben mußte, daß die Zahlen an den Thüren nicht umgeändert, d. h. erniedrigt wurden. Wie oft mußte die flache Säbelklinge nachhelfen!

So sehr sich die Tüchtigkeit meines Pferdes während der meist sehr anstrengenden Ritte als Quartiermacher bewährte, so war anderseits seine Bösartigkeit ein Hindernis für mich; ich mußte es beim Absuchen eines Dorfes sich selbst überlassen und namentlich vor der Berührung mit andern Pferden bewahren. Noch sehe ich mich, wie ich verschiedene Male meinen Rapport in schrecklichem Aufzuge abstatten mußte, weil das böse Tier es für gut befunden hatte, sich zu wälzen, oder an einer Wand den Versuch gemacht hatte, den Sattel abzustreifen, wobei namentlich die Oberdecke in eine üble Verfassung geriet!

In Landroff, einem französischen Ort, den wir am 13. August erreichten, fanden sich zum ersten Male bedeutendere Weinvorräte, die eine ungeheure Plünderung aushalten mußten. Ich habe hier den Wein in Pferdeeimern aus den Kellern davonschleppen sehen. Mit Leidenschaft drängten und quetschten sich die Soldaten in den großen Weinkellern des Schlosses, so daß die Offiziere sich entschließen mußten, die Weinausteilung zu regeln. Bei dem Anstecken der großen Fässer ging es oft ohne die gehörige Vorsicht zu, so daß viel des edeln Weines verloren ging, weil der mit Macht hervorschießende Weinstrahl wegen der mangelhaften Vorkehrungen nur zum Teil aufgefangen werden konnte, sodaß man in den Kellerräumen im Weine watete. Solche Ungehörigkeiten werden allerdings jedem die Ordnung liebenden Soldaten ein Greuel sein.

Am 16. August überschritt unsre Abteilung die Mosel bei Pont à Mousson. Von nun an ging der Vormarsch sehr langsam, weil die Heeresmassen sich immer dichter ineinander schoben. Alle Anzeichen waren da, daß wir ereignisvollen Tagen entgegengingen. Wir hatten zumeist „umgehängt", d. h. die zum Feuern nötigen Stücke angelegt. Fand ja am 16. August das berühmte Zusammentreffen bei Marslatour statt!

Schon machte sich der Mangel an Lebensmitteln bemerkbar, weil die Proviantkolonnen weit zurückgeblieben waren. Man kann in solchen Fällen nichts besseres thun, als sich „krumm" legen, und ist man müde genug, so schläft es sich auch da ganz prächtig, da der volle Magen nicht stört. So ging es mir an diesem Abend im kühlen Biwak, ja ich schlief so fest, daß mich selbst das Alarmsignal nicht sofort erweckte, welches nachts 11 Uhr uns alle überraschte. Das Signal unsers Trompeters jammerte weithin durch die Nacht, und in fliegender Eile wurden die Sättel auf die Pferde geworfen und alles zum Abmarsch bereitgestellt. Es war dies unser erster Alarm, den wir seit unserm Ausmarsche erlebten. In fabelhaft kurzer Zeit waren wir auf dem Platze. Wie oft mag uns wohl nach diesem ersten Male das Alarmsignal auf die Beine gebracht haben?

Wir rückten nun im Finstern bis Regniville, wo der große Generalstab lag, und von hier nach Thiaucourt, das wir im Rücken ließen. Hier sahen wir die scharfen Spuren des Kriegs; denn der Ort lag voll Verwundeter, und selbst die Scheunen waren mit solchen angefüllt. Hinter Thiaucourt hielt der ganze Stab, an der Spitze Kronprinz Albert. Hier fuhren wir auf und machten

uns kampfbereit, in der Dienstsprache: „Es wurde umgehangen“. Auf den Befehl: „Umgehangen!“ werden die Mündung und der Verschluß am Geschütze von dem Schutzleder befreit, die betreffenden Mannschaften ziehen ihre Überärmel zum Schutze der Uniform an, der Geschützunteroffizier bindet die Zündschraubentasche um, Kanonier Nr. 1 die Reibschlagröhrentasche und nimmt die Abzugsleine in die Hand, Oberkanonier Nr. 2 nimmt den Richtaufsatz zu sich u. s. w., so daß dem Kommando „Geladen!“ und dann „Feuer!“ jeden Augenblick entsprochen werden kann. So kampfbereit standen wir auf einer Stelle bis morgens 7 Uhr. Dies war am 17. August. Dann marschierten wir — immer in Kampfbereitschaft — über Chamblay bis Marslatour.

Von nun an häuften sich neue Eindrücke und Erlebnisse. Der Abend des 17. August brachte uns ein Biwak bei Marslatour auf der Stelle, wo am Tage vorher das berühmte Reitergefecht preußischer Dragoner mit französischer Reiterei stattgefunden hatte. Was giebt es da für denjenigen zu sehen, der zum ersten Male ein Schlachtfeld betritt! Namentlich war Vorsicht unserseits nötig in Bezug auf die herumliegenden französischen Granaten, welche oft gar nicht krepiert waren und für uns Artilleristen ganz besondres Interesse hatten. Schon waren fast alle Toten beseitigt, und nur die noch herumliegenden Pferdekadaver mit ihren aufgedunsenen Leibern, die sich manchmal durch die Todeszuckungen und krampfhaften Bewegungen ein Stück in die Erde eingewühlt hatten, machten einen aufregenden Eindruck.

Die Sache wurde nun ernster für uns. Ich schrieb damals in mein Tagebuch, in das ich während des

ganzen Krieges unter allen Verhältnissen und in jeder Situation auf meinem Pferde stenographierte: „Der einzelne Soldat hat einen zu schlechten Überblick über das Ganze der Operationen. Er hat nur an seinem Platze, und sei dies der kleinste und unbedeutendste, das Seine zu thun. Die Zusammenstellungen des Ganzen, die er sich von seinem engen Standpunkte aus macht, sind nicht immer zutreffend, und dennoch strebt der Denkende nach einem Überblicke."

Auch ich that dies gern mit meinen Kameraden, namentlich mit meinem Freunde Kopp, der auch als Einjähriger mit mir zugleich diente und den ich schon auf der Annenrealschule zum Freunde gehabt hatte. Wir hatten uns das Urteil gebildet, daß sich die Franzosen nach Metz zurückgezogen haben müßten, was sich auch später als richtig herausstellte. Dies schlossen wir daraus, daß wir auf keinen Feind mehr stießen, so sicher er auch — waren wir ja in steter Gefechtsbereitschaft! — erwartet wurde. Die Truppen waren von allen Seiten in einer Bewegung gegen Metz begriffen. Mit einer Riesenrechtsschwenkung wurde Metz umklammert. Das Einschließen vollzog sich.

7.

Der Morgen des 18. August begann mit allgemeinem Alarmblasen. Schon in der Nacht vorher war es uns klar, daß wir uns an unserm Platz keiner großen Sicherheit hingeben dürften. Hatten wir ja um Mitternacht unser Fleisch fassen müssen, das schon abgekocht war.

Unsre Batterie nahm vor dem Abmarsche, der schon früh 6 Uhr erfolgte, mit mehreren Bataillonen sächsischer Leibgrenadiere Aufstellung, und dann ging es mit dumpfem Trommelschlage vorwärts. Vorsichtig und äußerst langsam überschritten wir das Schlachtfeld von Marslatour. Noch waren reichliche Spuren der gräßlichen Säbelschlachten, die hier stattgefunden hatten, zu sehen, und oft strauchelte das Pferd an Toten und an Pferdekadavern, die es mit weit geöffneten Nüstern anstarrte.

Der ganze Vormittag verging, ohne daß wir wußten, was der Tag bringen werde, bis wir endlich Kanonendonner und dann auch Kleingewehrfeuer vernahmen. Zum ersten Male sahen wir auch das Platzen der französischen Schrapnells in der Luft, erkenntlich am leichten Pulverwölkchen. Mit jeder Viertelstunde, obwohl in der Langsamkeit unsers Vorrückens keine Änderung eintrat, wurde das Schlachtengebrumm vernehmbarer, und bald überzeugten wir uns, daß der Kampf ein gewaltiger und blutiger sein müsse. Zu unsrer Verwunderung erhielten wir aber keinen Befehl, in die Gefechtslinie einzurücken. Selbst, nachdem wir bereits die letzte Anhöhe, welche uns noch vom Schlachtfelde trennte und den Blick auf dasselbe verschloß, erstiegen hatten — abends 5 Uhr —, blieb dieser Befehl noch immer aus. Dies uns unerklärliche Rätsel fand später seine Lösung durch die Kunde, daß sämtliche Ordonnanzen, welche uns den Befehl des Eingriffs hatten bringen sollen — und deren waren mehrere abgegangen — unterwegs ihren Tod gefunden hatten. Es war beinahe 6 Uhr geworden, als wir endlich, mit ungeheuern Terrainschwierigkeiten kämpfend, in Position kamen. Im Galopp vorwärts stürzend, über Stock und Stein,

Felder, Straßen und Gräben dahinstürmend, nahmen wir endlich jenseits der Chaussee, welche von Hatrice nach St. **Privat** führt, Stellung. Wir hatten uns demnach in einem großen Bogen bewegt, erreichten hier den rechten Flügel der mit dem Rücken gegen Metz gekehrten kämpfenden Franzosen und kamen in dem Augenblick zum Eingreifen, als der Feind verzweiflungsvoll seine äußerste und letzte Kraft anstrengte, um nicht nach Metz hinein geworfen zu werden. Was vermögen aber Verzweiflung und Wut, selbst bei äußerster Anstrengung der Kräfte, wenn sich eiserne Mauern aufbauen, die im wahren Sinne des Wortes hier aus der Erde wuchsen! Die ganze sächsische Artillerie stand hier, eine Batterie neben der andern aufgepflanzt, und that ihr Möglichstes, um St. Privat, worin die Franzosen sich festgesetzt hatten, in Grund und Boden zu schießen. Die Batterien waren hier so dicht gestellt, daß die unsre, weil sie eine der letzten war, die in die Gefechtslinie einrückte, mit knapper Not noch eine Lücke fand, um sich entfalten zu können. Welch ein gewaltiger Kranz von Feuerschlünden! Welch ein Dröhnen des Erdbodens, wenn sie brüllend ihre vernichtenden Geschosse in die Reihen des Feindes warfen!

Sehr bald erfolgte mit Hurrageschrei der Sturmlauf der Infanterie gegen das Dorf, so daß für die Artillerie bald die Arbeit zu Ende war. Auch neigte sich der Tag, der den Sachsen hoch angerechnet wird und an dem sie eine glänzende Feuerprobe bestanden hatten, bereits seinem Ende zu. Die Feuertaufe war vollzogen.

Je dunkler es wurde, um so schauerlicher wurde der Anblick von St. Privat, das an allen Ecken brannte. Unter dem Scheine dieser großen Brandfackel suchten sich

die Abteilungen wieder zu formieren. Wir blieben auf dem Schlachtfelde und fuhren in geschlossener Formation, möglichst dicht aneinander gedrängt, auf, um die ganze Nacht, an den Ort gebannt, zu verharren. St. Privat brannte bis zum Morgen. Gegen Mitternacht stürzte der Turm der Kirche zusammen, ein schauerlich schöner Anblick! —

Der andre Tag (19. August) gewährte uns den vollen Anblick eines Schlachtfeldes mit seinen Entsetzlichkeiten. Wir rückten etwas seitwärts gegen Roncourt. Die allererste Sorge war nun, dem Leibe zu gewähren, was er gebieterisch verlangte. Jedes Stück Vieh, das zu Gesicht kam, konnte sicher sein, nicht mehr lange herumzulaufen. Der Zustand von St. Privat, das schrecklich heimgesucht worden war, entzieht sich aller Beschreibung. Jedes freie und einigermaßen gesicherte Plätzchen war dicht mit Verwundeten belegt, von denen viele nicht unter Dach und Fach gebracht werden konnten. Die Toten waren für den Augenblick nur von den Wegen entfernt und an deren Ränder gelegt worden, um den Verkehr möglich zu machen. Die Sorge für die Verwundeten und die Bestattung der Toten war die Aufgabe der das Schlachtfeld behauptenden deutschen Soldaten, die darin die geordnetste Thätigkeit entwickelten.

Hier war ich auch Zeuge einer der entsetzlichsten Gewaltthaten, wie sie nur im Kriege möglich sind. Die das Schlachtfeld abräumenden Sanitätssoldaten hatten ein Weib bei der Beraubung und Verstümmelung Verwundeter ertappt. Das Scheusal von einem Weibe hatte einem hilflos in einer Kammer untergebrachten deutschen Soldaten die Augen ausgestochen. Dafür war diese Schlacht-

feldhyäne in den sogenannten „Bock gespannt" und der Rache der ergrimmten Soldaten überlassen worden. Jeder der entsetzten Männer übte seinen Mutwillen und seine Rache an dem bereits unbeweglich daliegenden Weibe aus, das das Entsetzlichste selbst mit sich geschehen lassen mußte und blutend und ächzend einem sichern Tode entgegenging. Es klingt fürchterlich. Aber wer den Jammer einer Schlacht und eines Schlachtfeldes nicht gesehen hat, kann sich auch keine Vorstellung von der Aufregung, von der Wut machen, die selbst den Sanftmütigsten befallen muß, wenn er bei seinem Bemühen, diesen Jammer zu lindern, auf Menschen stößt, die ihn durch Grausamkeit noch erhöhen.

Die Sorge, daß der Feind die ihm angelegten Fesseln abschütteln möchte, brachte bereits am Nachmittag der Artillerie den Befehl der erneuten Gefechtsbereitschaft. Wir rückten einige tausend Schritt nach Metz zu vor, während die Infanterie, deren Abteilungen oft klein geworden und zusammengeschrumpft waren durch die Verluste des vergangenen Tages, mit „Sang und Klang" vorüberzog und den Weitermarsch antrat. Unsre Aufstellung war notwendig, um einem möglichen Ausfalle des Feindes von Metz her zu begegnen. Da ein solcher indes nicht erfolgte, rückten auch wir gegen 6 Uhr ab und kamen abends 10 Uhr zähneklappernd nach Hatrice, wo wir nicht einmal Quartier fanden, sondern ein Biwak beziehen mußten. Hätte man doch nur den dürftigsten Scheunenwinkel gehabt, wo man vor Wind und Wetter geschützt gewesen wäre! Wir mußten auf einer nassen Wiese kampieren, und nur tüchtige Feuer konnten unsre Not etwas lindern.

Glücklicherweise wurde uns am andern Tage (den 20. August) Rast gewährt. Aber auch unsre Ausflüge, um Nahrungsmittel und Fourage zu suchen und zu bringen und an denen auch ich teilzunehmen hatte, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Von früh 9 bis zum späten Nachmittag hatten wir die Gegend abgesucht. Nur in Leville, wo wir im Regen angekommen waren, hatten wir vom Oberstlieutenant Schubert zu unsrer eigenen Sättigung etwas Brot bekommen. Und bot auch das Dorf selbst kaum das Nötigste, so wurde doch das „Zeug" nach Möglichkeit wieder in stand gesetzt, so daß das Aussehen der Batterie bald wieder ein menschliches wurde.

Die Lebensgeister wurden erfrischt, als uns an den nächsten Tagen Quartiere, und zwar zum Teil recht gute, geboten wurden. Kamen wir doch in wohlhabende lothringische Dörfer.*) Die Furcht vor dem das Land mehr und mehr überflutenden Sieger brachte in Bezug auf Quartiere manche Vorteile. Wieder begann der Wein, wenn auch nur vorübergehend, nicht selten zu sein. Überhaupt konnte man täglich die mannigfachsten Erlebnisse haben: sah manchmal einen Bekannten und Freund bei andern Truppenteilen, lag heute mit dieser und morgen mit jener Abteilung in einem Dorfe beisammen, schlief heute auf dem Heuboden und morgen auf ebener Erde, oft auch so eng bei einander, daß kaum Platz zum Umdrehen war. Die Gärten und freien Plätze des Ortes waren bald nach dem Einrücken besetzt von Herdfeuern,

*) Das beigegebene Ortsverzeichnis läßt ganz genau erkennen, wo und wann sich die Batterie an jedem Tage befand.

an denen unter Umständen auch merkwürdige Gerichte und Getränke gekocht und gebraut wurden. Lag die Regimentsmusik im Orte, so mußte diese einmal aufspielen. Auch das erfrischt den Geist!

Dazu bot das schöne Lothringen gar erquickende Landschaftsbilder.

8.

Viele der Leser wissen, wie es unterdessen in der Heimat aussah. Ebenso lange wie die Angehörigen eines im Felde weilenden Soldaten auf die beruhigende Nachricht: „Ich bin gesund und heil davongekommen", oder auch oft genug auf eine gegenteilige Kunde warten mußten, die Schrecken und Aufregung in eine Familie brachte, ebenso lange mußten wir draußen auf Nachrichten von zu Hause warten. Ich, der ich dies nicht gewöhnt war, lechzte nach einem Briefe. War dies ja die einzige zuverlässige Nachricht für mich. Wie ganz anders war dies daheim, wo die Depeschen über errungene Erfolge mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens ankamen.

„Als Du Deine Karte" — schreibt mein Vater — „an uns auf dem Schlachtfelde geschrieben hast, da ist die Nachricht von der Schlacht bereits hier gewesen. Daß die Sachsen einen wesentlichen Anteil am Ausgange der Schlacht gehabt haben, daß die Sachsen bei Reçonville und Gravelotte das erste Mal den Franzosen gegenüber gestanden haben, und daß am 18. August das erste Mal sächsisches Blut geflossen ist, das wußten wir zugleich mit. Du kannst Dir unsre Sorge denken.

Wie hungrig waren wir nach jedem Blatte, das ausgegeben wurde! Wie lange hat mein Auge auf den Namen der verwundeten Artillerieoffiziere verweilt! Wie viel Unterlagen suchte man zu Schlüssen auf das Befinden des Sohnes!

Du kannst Dir die Freude denken, die wir über Deine Nachricht hatten, daß Du gesund bist. Von allen Seiten kommen Beglückwünschungen an mich wegen Deines Wohlseins! Alles will Deine ausführlichen Briefe lesen. Ich sende Dir wieder eine Karte von Frankreich mit. Hier herrscht eine Begeisterung für Euch braven Kerle, die Ihr Euch nicht denken könnt. Aber sagt es Euern Tagesbefehlverfassern, der Passus: „Wir führen nur Krieg gegen Napoleon und nicht gegen die Franzosen“ ist Phrase, ist falsch. Nein, die Franzosen müssen gezüchtigt werden, einen Kaiser giebt es schon längst nicht mehr. Elender und lächerlicher ist noch kein Mensch von dem Schauplatze der Geschichte abgetreten als er. Ihr deutschen Kämpfer, Ihr habt es lediglich mit diesem verderbten Volke der Franzosen zu thun. Diese müssen die Schwere deutscher Hände fühlen und eine barbarische Zuchtrute erfahren. Ihr sollt wissen, wie die Zeitungen der ganzen Welt über das deutsche Heer urteilen: „Das erste Heer der Welt!“ „Deutschland der erste Staat der Welt!“ Mit Staunen blicken die Völker auf Euch und auf Eure Siege und bleiben gern respektvoll in Neutralität, um nicht auch deutsche Hiebe zu besehen. Hier ist eine Stimme, daß die preußische Heerführung trefflich ist. Voll Freude ist man darüber, daß unser Kronprinz (jetzt König Albert von Sachsen) ein ganzes Armeecorps zu

befehligen hat. Drauf, Ihr braven Jungen! Lehrt die Franzosen deutsche Gesittung, deutsche Bildung und Tüchtigkeit, deutsche Humanität kennen. Drauf, Ihr Jungen! Trinkt Euch an französischem Wein satt, requiriert, leidet keinen Mangel, aber vereinzelt Euch nicht, denn die französische Tücke ist gefährlich! Seid menschlich gegen den Feind, wenn er Euch einzeln entgegen tritt, aber züchtigt mit schwerer Hand das schamlose, schwer irre gehende Volk der Franzosen!

Gott verleihe Euch ferner einen siegreichen Vorgang! Gott schütze Dich, mein Sohn!"

(Brief vom 28. Aug. 1870).

9.

Das eingeschlossene Metz hielt uns, wie erwähnt, nicht auf. In großem Bogen waren wir südlich über Pont à Mousson, dann über Marslatour ausholend nordwärts gekommen, dort nach dem Plane unsrer Heeresleitung zur rechten Zeit bei Metz eingreifend und unser Teil vom Siege einheimsend. Kurze Zeit rückwärts führte uns nun der Weg, doch behielten wir die westliche Richtung bei und steuerten auf **Verdun** an der Maas zu.

Dem sächsischen Armeecorps war der Auftrag geworden, Verdun anzugreifen, seine Widerstandskraft zu erproben und es im günstigen Falle zu nehmen. Wir waren zu diesem Zwecke am 24. August schon beim Morgengrauen auf den Beinen. Schon 5½ Uhr früh rückte unsre Batterie ab. Wir marschierten auf einer guten Straße an Aboucourt und Aix vorüber und kamen

in das Hügelland, welches Verdun umgiebt. Ehe wir die letzte Terrainschwellung überschritten, welche uns noch von der im Thale liegenden Festung trennte, wurde Halt gemacht, um vor Beginn des Kampfes den Tieren Rast zu gönnen und den Mannschaften Gelegenheit zu geben, einen Imbiß einzunehmen. Nun, wer überhaupt etwas hatte, der konnte dies ja thun! Es wurde brüderlich geteilt in dem Gedanken: Was kann die nächste Stunde bringen?

Nach dem Aufbruche lag die Festung bald vor unsern Blicken; es war in der 10. Stunde. Kaum anderthalbtausend Schritt vor den Wällen der Festung fuhren wir auf, um das Feuern zu beginnen. 7 Minuten vor 10 Uhr fiel der erste Schuß von unsrer Batterie und ebensoviele Minuten nach 10 Uhr begann der uns zunächst gelegene Festungswall sein Bombardement gegen uns. Es geht daraus hervor, wie schnell wir „im Avancieren" aufgefahren waren, da wir eher zum Schusse kamen, als die schwerfälligere Festungsartillerie — es war wohl sogar zum Teil Marineartillerie — uns aufs Korn genommen hatte. Man hätte uns gerade im Auffahren stören und beschießen sollen; das hätte auf unsrer Seite Unruhe und Aufregung in Mannschaften und Pferde gebracht, doch ließen sich die Franzosen um diesen Effekt bringen. Sie ließen sich auch die freudige Aufregung entgehen, die ein Artillerist durch die Erfolge sichern Schießens haben kann. Denn quält ihn auch der Gedanke, daß er viel Not und Elend durch einen Schuß anrichten kann und leider oft anrichten muß, und daß oft viel menschliches Glück dadurch vernichtet wird, so trifft doch das Geschoß in zu großer Entfernung von seinem Stand-

punkte auf, als daß sich dessen Wirkung deutlich erkennen ließe.

Wir schossen über die Festungswälle hinweg in die Stadt oder nahmen die auf uns gerichteten, großen Festungsgeschütze aufs Korn. Die große Nähe der feindlichen Geschütze gewährte uns den Vorteil, daß es der französischen Artillerie sehr schwer wurde, uns zu treffen. Man schoß fast durchgehends über uns hinweg. Die Schrapnellstücke fuhren, in den verschiedensten Tonarten pfeifend, knapp über unsern Köpfen hin und richteten nur wenig Schaden an. Hatten wir ja an diesem Tage bei unsrer Batterie überhaupt nur ein totes und ein verwundetes Pferd, aber kein Mann war verloren worden! Und das will bei der zweistündigen Dauer des Kampfes viel sagen! Die neben uns stehende Batterie hatte einen besonders interessanten Schuß aufzuweisen, verursacht durch ein französisches Festungsgeschoß, das den an der Handseite auf der Geschützprotze angeschnallten Tornister eines Kanoniers mitten durchbohrte, in das Hinterteil des Handpferdes selbst fuhr und dort explodierte. Die Fahrer saßen in diesem Augenblicke noch auf ihren Pferden, also neben dem in tausend Stücke zerstiebenden Handpferde. Der Stangenreiter wurde zwar genügend von Pferdeblut angespritzt, kam aber außer dem Schreck mit heiler Haut davon. Schlimmer erging es dem die Munition von der Protze zum Geschütz tragenden Kanonier, der gerade während des Einschlagens der Granate dicht neben dem Handpferde mit einer Granate auf dem Arme stand. Ihm wurden nicht nur Blut, sondern ganze Pferdefleischstücke in das Gesicht geschleudert, so daß er dadurch auf einige Zeit dienstunfähig, d. h. halbblind, wurde.

Kurz vor 12 Uhr mittags trat ein Stillstand im Feuern ein. Ein Parlamentär hatte sich auf dem Walle gezeigt, durch welchen der Festungskommandeur das Gesuch stellen ließ, es möchten die Gebäude der Stadt mit den 2 großen Türmen, welche mächtig über die Festung emporragten, verschont werden, weil Verwundete in denselben lägen. Dieser Bitte wurde sofort entsprochen, ja es kam sogar der Befehl, daß unsre Artillerieabteilung — alle 4 Batterien standen in einer Front aufgestellt — das Feuer einstellen sollte.

Unsre Batterie hatte 91 Schuß gethan, und nun begann die Arbeit der Infanterie, während wir unsern gar so exponierten Posten verließen und langsam „im Schritt“ auf demselben Wege über die Felder, woher wir gekommen waren, zurückgingen. Nun warfen die Franzosen mit erneuter Macht ihre großen Geschosse nach uns, etwa so, wie der kleine Kläffer, nachdem er sieht, daß der große Leonberger glücklich an ihm vorübergegangen ist und abtrabt, nun sich breitspurig hinstellt und wütend bellt und die Zähne fletscht.

Wir kamen an diesem Tage nicht wieder ins Feuer. Lange hörten wir noch Infanteriegeknatter und die sächsische „Corpsartillerie“ von ihrem entfernten Standpunkte auf den umgebenden Höhen aus ihr Feuer fortsetzen. Uns führte der Weg zunächst in eine gesicherte Stellung, dann ging's weiter fort, andern Zielen, andern feindlichen Truppen entgegen.

Der 24. August war ein schwüler Tag. Es that daher nach heißem Feuer doppelt wohl, als uns unser Marsch über Vaux durch einen lieblichen Grund, in welchem uns der Schatten schönen Laubholzes aufnahm, führte. Dann

ging es auf die Höhe von Feurix und nach Brais, wo wir halb 5 Uhr anlangten und vor allen Dingen die hungrigen Pferde fütterten. Doch kaum waren die Futtersäcke den Pferden vorgehangen, da wurde zum Aufbruche geblasen. Wir überschritten die Maas auf einer von unsern Pionieren schnell hergestellten Schiffbrücke. Die Masse der zusammengeschobenen Soldaten verlangte die peinlichste Ordnung im Vormarsch. Auch wurde das Unterbringen in Quartiere für eine Batterie immer schwerer, so daß wir an diesem Tage, und zwar mitten in Möhren- und Bohnenfeldern, wieder ein Biwak beziehen mußten. Die Möhren waren allerdings ein willkommener Rationszuschuß für die Pferde. Weniger willkommen war der gegen Abend heftig niederströmende Regen, und wer eine trockne Stelle in einer Scheune oder sonst wo suchte, fand den Platz mit schlafenden Soldaten so besetzt und belegt, daß buchstäblich kein Apfel zur Erde fallen konnte. Ich fand doch endlich für meine Person noch ein trocknes Plätzchen. Immerhin ist es ein wonniges Gefühl, selbst wenn man vorher „seine Stiefel ausgießen" mußte, in einer Regennacht unter Dach zu sein! Nur meine arme „Sechs" mußte draußen im Felde stehen! — ein Seufzer des Reiters im Gedenken an sein treues Tier.

Nachdem wir unsre Munition, die wir nach Verdun hineingeworfen hatten, durch neue, von der Munitionskolonne herbeigebrachte ersetzt hatten, ging es am nächsten Morgen (den 25. August) weiter. Als ständiger Quartiermacher ritt ich munter mit meinem Sergeanten der Batterie voraus, hinein ins fremde Land. Zu unserm Schutze bekamen wir Kavalleriebedeckung mit. Die „Reiter" hatten zugleich den Auftrag, zu beobachten, ob in der

Gegend, durch die wir zu reiten hatten, Verdächtiges und Feindliches sich zeige. Wir ritten nach Pasrois, unserm Bestimmungsorte. Oft war es jetzt nichts Leichtes, Quartiermacher zu sein. Es erforderte vielen Gleichmut, da die Bewohner oft schon beim ersten Erblicken der feindlichen Reiter das Allerschlimmste vermuteten, und es floß manche Thräne, wenn ich nach der Besichtigung der Räume in einem Hause, Gehöfte oder Gute die Kreide aus der Tasche zog und meine Hieroglyphen an die äußere Thür malte. Häufig wurde auch vom Quartiermachen ganz abgesehen, da wir ja dem Feinde knapp auf den Fersen folgten.

Am 26. August rückte die Batterie von Pasrois nach Varennes, und ich als Quartiermacher eilte voraus. Unterwegs im freien Felde kam ein Gewitter. Es fielen Schloßen, und das Unwetter peitschte uns so gewaltig, daß mein linker Stiefel — die Wetterseite —, zum Ausgießen mit Wasser gefüllt war. In Varennes sollten die 4 Batterien der 1. Abteilung untergebracht werden, doch war der Überfülle wegen nicht daran zu denken. Es mußte wieder Biwak bezogen werden.

Das Gewitter hatte die Temperatur der Luft bedeutend herabgedrückt. Die Nacht wurde ziemlich kalt, an Stroh fehlte es auch, und so vertrieb mir die Kälte den Schlaf. Endlich übermannte mich die Müdigkeit. Als ich aber erwachte, mußte ich mich erst durch Befühlen davon überzeugen, daß ich noch Beine hatte, und erst durch einen tüchtigen Dauerlauf, den ich durch die Schläfer nahm, bekam ich wieder Gefühl und Wärme in die Glieder.

Die Franzosen wichen nach Norden zu aus. Um

Fühlung zu behalten, erfolgte auch unserseits das Aufgeben der westlichen Richtung, und nordwärts wurde abgeschwenkt. Oft wurden wir durch das Alarmsignal aus unsrer Ruhe gejagt und an den Weitermarsch gemahnt.

Wir berührten dann Varennes, Mont Faucon u. a. und machten Halt bei Doulcon, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Dun. Letzteres liegt in sehr bewegtem Terrain, fast festungsartig aufgebaut. Wir benutzten die ausgezeichnete Position und verschanzten uns auf einer Anhöhe, von welcher wir den weiten Thalkessel, durch welchen sich mehrere Landstraßen ziehen, überblickten und mit unsern Geschützen beherrschten. Wohl die ganze Vorhut des sächsischen Armeecorps (23. Division) war in und bei Dun versammelt (den 27. August). Wir waren dem Feinde ziemlich nahe, und es durften sogar die Pferde auch in der Nacht nicht ausgeschirrt werden.

Doch blieben wir von den Franzosen unbehelligt. Dieselben wichen immer nördlicher aus: Ihnen nach! war die Losung.

10.

Am Morgen des 29. August setzte sich unsre ganze Division in Bewegung nach Doulcon. Die Dörfer, die wir berührten, waren in einem traurigen Zustande. Wir fanden in denselben auch nicht das geringste, um unserm Mangel abzuhelfen. Die Bewohner hatten oft nichts für sich selbst. Wir standen in der Zeit, in welcher der Hunger unser täglicher Gast war, d. h. nicht etwa der Zustand, den jeder von uns von Zeit zu Zeit zu

haben meint, nein, der wahre, bittre Hunger! Wir sahen hier, daß wir den Franzosen auf dem Fuße folgten, daß diese erst vor kurzer Zeit (oft nur Stunden) in den armen Dörfern, die wir berührten, gehaust hatten und jedenfalls mit den Leuten nicht aufs glimpflichste umgegangen waren.

Das Bewußtsein der Nähe des Feindes ließ uns die höchste Vorsicht anwenden. Wir marschierten daher stets in Gefechtsbereitschaft, und bald zeigte uns auch Gewehrfeuer an, daß ein Kampf entbrannt war. Wir beschleunigten den Marsch und gelangten auf eine Anhöhe, von welcher wir zur Rechten den Blick auf das Dorf Tailly und zur Linken im Thale auf **Nouart** gewannen. Hier bot sich günstige Stellung, um uns wirksam an dem Kampfe zu beteiligen.

Es war Mittag 12 ¼ Uhr, als aus unsern Geschützen der erste Schuß über das Thal von Nouart hinrauschte. Ich höre die Granate noch heute fortsausen. Uns stand die Aufgabe zu, über unsre Infanterie hinweg in die französischen Infanteriemassen zu feuern. Zugleich hatten wir zu verhindern, daß auf der uns gegenüberliegenden Höhe, die bei der ansehnlichen Entfernung von 6000 Schritt nur „mit hohem Bogenschuß“ zu erreichen war, feindliche Artillerie Posto faßte. Wir haben dem aufs beste entsprochen; denn sowie sich gegenüber feindliche Geschütze zeigten, wurden sie aufs Korn genommen, und nach wenig Schüssen, die stets vorzüglich gut saßen, konnte man ein Abrücken oder ein Verlegen der Stellung des Feindes bemerken. Unsre Batterie hatte ihre treffliche Stellung während des ganzen Kampfes nicht verlassen oder verändert. Diese war aber auch aus-

gezeichnet, was daraus erhellt, daß wir nicht nur von Infanteriefeuer unbehelligt blieben, sondern es überhaupt gar nicht zu befürchten hatten, und daß uns verhältnismäßig wenig Artilleriefeuer traf, weil wir uns jede feindliche Batterie, die uns aufs Korn nahm, sofort vom Halse schafften, indem wir einige tüchtige Treffer zu ihr hinübersendeten. Die Treffsicherheit der französischen Batterien war überhaupt nicht weit her.

3¼ Uhr stellten wir das Feuer ein, nachdem es auch auf feindlicher Seite verstummt war. Wir hatten drei Stunden unausgesetzt gearbeitet, und die Batterie hatte in dieser Zeit nicht weniger als 394 Granatschuß abgegeben! Man sah das derselben auch gehörig an; denn wir sahen alle aus wie die Rußköhler, angeschwärzt vom Pulverdampf. Mir bluteten die Finger vom Zugreifen.

Bis 5 Uhr blieben wir noch in unsrer Position. Gegen 6 Uhr erschien Oberst Montbé und befahl den Aufbruch der 4 Batterien unsrer ganzen Abteilung, deren 24 Geschütze nebeneinander aufgepflanzt waren. Wir fuhren durch Tailly, das sich bereits mit Verwundeten anfüllte. Bis zum Einbruche der Dunkelheit standen wir dann wartend an einem geeigneten Orte, um jeden Augenblick wieder eingreifen zu können. Massen von Infanterie und Reiterei häuften sich hier, soweit das Auge sehen konnte, zu neuem Kampfe an. Schließlich wurde an Ort und Stelle Biwak aufgeschlagen.

Rauh war in diesen Tagen die Luft. Früh, am 30. August, litten wir wieder an Körperstarre. Die letzten Augusttage brachten dazu die schwersten Entbehrungen; denn in den Orten, in welchen ungeheure Massen von

Truppen zweier kämpfenden Nationen zusammengedrängt sind, konnte auch nicht das geringste von Nahrungsmitteln gefunden werden! Dazu kamen wir stets dicht nach den Franzosen an und waren doch auch in Feindesland. Tailly war förmlich ausgenommen. In solchen Fällen ist während des Marsches besonders der Reiter schlecht daran, weil er nicht in jeden Winkel kriechen kann und oft warten muß, bis ihm etwas auf sein Pferd gereicht wird; auch möchte man jeden Bissen redlich mit seinem treuen Tiere teilen. Bei mir kam noch dazu, daß ich vom starken Zugreifen beim Schießen geschwollene Finger hatte, wodurch mir sogar das Halten der Zügel erschwert wurde.

Doch alles dies trat bald in den Hintergrund. Gegen 10 Uhr kam der Befehl, abzurücken, und in angestrengtem Marsche zogen wir über Beauclair und Laneuville sur Meuse auf Beaumont zu, von woher wir schon lange starkes Schießen vernommen hatten.

11.

Etwas nach 1 Uhr langten wir auf dem Schlachtfelde von **Beaumont** an.

Der Kampf hatte schon mit dem Grauen des Tages begonnen, und es ging blutig her. Gleich unser erstes Auffahren war mit einem Verluste verbunden. Schwer getroffen sank ein Kamerad vom Pferde, da ihm ein Granatsplitter die Seite aufgerissen hatte. Die feindlichen Granaten summten aber auch nicht schlecht.

Unser Standpunkt war für unsre Thätigkeit nicht

sehr geeignet. Preußische Truppen manövrierten dicht vor uns und erschwerten uns das Schießen. Dennoch feuerten wir in kurzer Zeit mit unsern 6 Geschützen 86 Granaten ab. Nach und nach nahmen wir verschiedene Stellungen ein und kamen auch mitten in das jähverlassene Lager zu stehen, in welchem die Franzosen am Morgen des Tages von unsern reitenden Batterien überrumpelt worden waren, durch welchen Umstand sich die Schlacht entwickelt hatte. Was hatte hier unser Feind alles zurücklassen müssen! Mancher, der nicht zu Pferde saß, hat einen guten Fund gethan und, uns schier verwundernd, mußten wir bekennen, daß die Franzosen ganz andre Kriegsbedürfnisse hatten, als wir Deutschen, die wir nicht daran gedacht hatten, ausgesuchte Toilettegegenstände, Kleider, die mehr für den Salon als ins Feld passen, und wer weiß was noch alles, mit uns zu führen.

Welche Masse von Erlebnissen drängt sich an solchen Tagen zusammen! Unaufhaltsam wird man in Atem gehalten durch das ineinander greifende Arbeiten einer Batterie. Dazu kommt, daß wir immer avancierten und den Davoneilenden nachdrängten und dadurch das ganze Elend eines Schlachtfeldes aus erster Hand vor Augen hatten. Welche Scenen!

Gegen Schluß des Tages war die Schlacht beendet, für uns siegreich, wie alle bisher. Die Hauptarbeit der deutschen Truppe galt nun der Verfolgung des Feindes, der sich über die Maas geflüchtet und sämtliche Übergänge über dieselbe zerstört hatte, so daß er wenigstens vor der deutschen Reiterei gesichert war und von seinem Davonlaufen eher ausruhen konnte. Da waren aber wir da, die Artillerie, die ihm ihre Geschosse auch bis jenseit

der Maas nachsandte. Wir hatten uns auf einer Höhe des Maasthales postiert und warfen den flüchtenden Franzosen Schrapnells nach, dem Feinde auch dann nicht Ruhe lassend, wenn er sich jenseit der Maas aufgestellt hatte oder aufgefahren war. Wir schossen langsam und stellten (tempierten) die Geschosse so, daß sie knapp über den Köpfen der Feinde platzen mußten. Da sieht der Artillerist mit Spannung dem Geschosse nach, um wahrzunehmen, ob das weiße Wölkchen, welches den Punkt des Krepierens anzeigt, auch wirklich da zu sehen ist, wo man es erwartet. Selbst ohne Fernglas konnte man die Verwirrung sehen, die manchmal ein einziges sicher gezieltes Geschoß anrichtete. Man sieht ja nicht Einzelheiten, sondern nur die Gesamtwirkung der Geschosse, und sitzen dann gleich noch ein paar Treffer, so kann es große Befriedigung erregen, wenn man den gewünschten Erfolg vor Augen hat, namentlich wenn die beschossene Abteilung schleunigst das Hasenpanier ergreift.

Wir blieben währenddessen von den Franzosen ganz unbehelligt. Nur die Dunkelheit setzte der Verfolgung ein Ziel.

Es ist finster geworden. Die Batterie kann nicht mehr schießen, und der Feind ist froh, daß ihn die Nacht verdeckt und daß er vom unausgesetzten Davonlaufen ausruhen kann. Überall, wohin man schaut: Soldaten, Soldaten, Soldaten! Es muß ein passendes Plätzchen zum Biwak aufgesucht werden; denn an ein Unterkommen in Gebäuden ist selbstverständlich für eine Batterie überhaupt nicht zu denken. Ja, welcher Wohnort in der Nähe hätte nicht so gelitten, daß er noch bewohnbar geblieben wäre? Welche Verheerungen der vom Schlachtgetümmel betroffenen Ortschaften!

Unser Weg führte uns nach Beaumont zurück, das an vielen Stellen brannte, so daß man genötigt war, der Hitze wegen, welche die Brandstellen ausströmten, sich mit dem Vorbeikommen zu beeilen. Es ist auch eine gefährliche Sache, wenn man mit einer Menge explosiver Stoffe, welche zwar wohlverwahrt in den Protzen untergebracht sind, dicht am hellen Feuer vorbei zu kommen suchen muß. Dazu war die Straße vollgepfropft von vorwärts und rückwärts Drängenden, immer gab es Stockungen und längeren Aufenthalt, bis plötzlich wieder Luft ward und die Abteilung sich ruckweise weiter schieben konnte.

Die Dunkelheit war unterdessen immer tiefer geworden, und nur der Feuerschein von Beaumont beleuchtete unsern Weg. Alle waren müde zum Niedersinken. Wir Geschütz- und Wagenführer hatten unsre liebe Not, namentlich die Fahrer munter zu erhalten; hatte ich ja meine Not mit mir selbst! Wenn der Zug stockte und das Pferd stillstand, schnell war man vom Schlaf beschlichen, der Kopf neigte sich vorwärts, man traf mit der Stirn auf den Pferdehals oder wurde durch das plötzliche Weitergehen des Pferdes, das mechanisch, wenn Luft wurde, weiterschritt, erweckt und erschreckt.

Erst in der 12. Stunde des Nachts fand sich ein Platz in einem Kartoffelacker dicht bei Létanne, auf dem wir Biwak aufschlugen, — ohne vorher einen Bissen zu essen gehabt zu haben! Wahrhaftige Todmüdigkeit ließ mich trotzdem schlafen, wozu allerdings der Umstand mit beitragen mußte, daß ich das Glück gehabt hatte, in dem französischen Lager eine warme Decke zu erobern, in die ich mich einwickeln konnte. Hätte man doch eine solche

gleich von vornherein für die ersten bösen Biwaks gehabt! Die armen Pferde aber mußten mit Sack und Pack stehen bleiben, und nicht einmal der schwere Sattel durfte ihnen genommen werden.

12.

Auch am folgenden Tage (31. August) blieben wir dem Feinde, der flüchtete, auf den Fersen. Jeder kann sich vorstellen, wie die Ortschaften und deren Bewohner darunter leiden mußten. Die in das Bereich des Schlachtfeldes gezogenen Orte waren zum größten Teil verlassen, nur einzelne Personen sehr zweifelhafter Art waren während der Schlachten in den Orten oder in deren Nähe geblieben. Sollten bei manchen nicht unlautre Triebe obgewaltet haben?

Auch heitre Bilder und Scenen boten sich zur Genüge, ganz besonders entspringend aus dem Umstande, daß in solchen Zeiten und Tagen der Mangel an Lebensmitteln die Grenze zwischen Mein und Dein etwas verrückt. Selbst der solideste der Soldaten und der sittlich Hochstehende geht notgedrungen auf Raub aus und nimmt da, wo er für sich und seine Kameraden etwas für den Mund findet, und wer nicht selbst gehen kann, schickt seine Leute, seinen Burschen, sein Faktotum. Und was wird da gefunden und für begehrenswert gehalten! Mit Vergnügen denke ich noch heute an die Scene, welche sich im Dorfe Létanne abspielte, wo ich mitten in einem Soldatenknäul bei näherer Betrachtung eine Sirupstonne sah, aus welcher jeder mit oder ohne Gefäß eine Quantität Sirup

zu erlangen suchte. Lange Faden zog jeder hinter sich her, die kein Ende nehmen wollten, sich und andre mit der dickflüssigen und zähen Masse beklebend. Die besten Spürnasen aber brachten Wein, der sich, oft gut versteckt, doch irgendwo vorfinden mußte. Und, o Labsal und Vergnügen, wenn das köstliche Naß einem nicht tropfenweise zugeteilt wurde, sondern in vollen Zügen genommen und dem Körper damit Leben und Kraft zugeführt werden konnte!

Auf unserm Marsche am 31. August konnten wir sehen, wie stark die Franzosen Fersengeld gegeben hatten; denn wir fanden zu unsrer großen Verwunderung viele von den Fliehenden weggeworfene Gegenstände, namentlich zahllose Gepäckstücke, deren sie sich zur Erleichterung entledigt hatten, auch umgestürzte Munitionswagen u. dergl. Wir waren aber auch immer knapp am Feinde, und immer ging es vorwärts. Zum Dunkelwerden kamen wir an diesem Tage nach Aubémont. Nur einzelne Schüsse tönten aus der Ferne. Viel Infanterie kam uns entgegen, teils um Quartier zu nehmen, teils um Gefangene zu transportieren. Dicht bei Tetaigne rückten wir in ein Biwak, in welches sehr bald aus dem nahen Dorfe, das Brauereien besaß, mehrere Fässer Bier gerollt wurden, die aber der vorgerückten Zeit wegen und in Aussicht des kommenden Rasttags auf diesen (den 1. September) aufgespart wurden.

So weit es die kalte, herbstlich angewehte Nacht zuließ, begab sich alles zur Ruhe; ich aber war wieder zum Befehlholen kommandiert und wanderte in der 10. Stunde zu Fuß über einige Stoppelfelder nach dem nahen Tetaigne, wo unser Abteilungsstab lag. Überall Finsternis und Ruhe, nur einzelne Soldaten sah man noch über die Dorf-

straße huschen. Mit vieler Mühe suchte ich den Sitz des Abteilungsstabes. Eine auftauchende Helle verriet mir das rechte Haus, in welchem das regste Soldatenleben herrschte. An langen, schnell zurecht gemachten, primitiven Tafeln wurde reichlich Wein gezecht, der von Offiziersdienern in immer neuer Auflage korbweise herzugetragen wurde. Nachdem ich mich gemeldet hatte, blieb auch ich von dem Bacchanale nicht ausgeschlossen, zumal auch einige bekannte Gesichter unter den Zechenden auftauchten. Diese schönen Augenblicke mitten im ernsten Kriegstreiben! Wie gern giebt einer dem andern von dem, was er hat, wenn er nämlich etwas hat! Lebt man denn morgen noch? Ist es nicht besser, man genießt, was sich bietet? Und dankt man des Abends nicht seinem Gott, daß man überhaupt noch unter den Lebenden weilt? Der angekündigte Rasttag thut auch das Seine. Wenn nur erst der Adjutant bald erschiene, um Gewißheit über diesen kommenden Rasttag zu bringen!

Doch das sollte noch lange dauern. Ich ging inzwischen mit meinen Kameraden auf die Suche nach Lebensmitteln. Lagen ja im Biwak draußen noch mehr Kameraden, die auch gern etwas gehabt hätten! Unser Suchen sollte mit Erfolg gekrönt sein. Das Dorf war offenbar ganz plötzlich verlassen worden. Wir betraten ein Haus, dessen Einrichtung bis ins Einzelne ganz vortrefflich und unberührt war. Allem Anschein nach hatten wir das Haus des Dorfgeistlichen gefunden; denn in den Schränken fanden sich Priesterkleider. Da standen wir vor der Frage: Ist es denn gestattet, etwas von den vielen hier in Menge vorhandenen Gegenständen, die unsern schreiendsten Bedürfnissen Abhilfe gewähren und uns

nützen konnten, zu nehmen? Jawohl, wenn es sich lediglich um die Abhilfe notwendiger Bedürfnisse handelt! Also, herunter mit dem schmutzigen Hemd, aus dem Kasten ein neuwaschenes genommen und sofort angezogen! Wer kann dem Soldaten verdenken, wenn er nicht säumt, die eigene Blöße zu decken, sobald sich ihm Gelegenheit bietet, schmerzlich Vermißtes und Fehlendes zu ergänzen? Dann aber kam die Hauptsache an die Reihe: die Untersuchung des Kellers. Derselbe war nicht groß, aber wohlgefüllt, auch Champagner fand sich. Die wenigen Eßwaren waren ohne Tadel; auch Büchsen mit eingemachten Früchten waren willkommen, und was im Augenblicke nicht möglich war zu genießen, das wurde zurückgestellt, um es am andern Tage, dem Rasttage, im Verein mit den Kameraden zu genießen. So ist's Kriegsbrauch. Ich hatte mir eine Schüssel mit Quark zurückgestellt. Auch wurde nicht vergessen, alles, was wir selbst nicht gebrauchen konnten (und was wollten wir mit einigen hundert Flaschen Wein anfangen?), andern bedürftigen Seelen zukommen zu lassen.

Als dann wirklich ein Punkt im Befehl Rasttag für den 1. September ankündigte, wanderte ich wohlbepackt mit Flaschen und Lebensmitteln über die Stoppelfelder zurück ins Biwak. Nach meiner Meldung, daß wirklich Rasttag angesagt sei, wurde das Verlesen des ganzen Befehls auf den andern Morgen verschoben, und bald lag auch ich bei meinen Leuten auf kühler Erde.

13.

Es war beim frühesten Morgengrauen. In der Batterie begann sich's langsam zu regen, da wurden wir jäh durch das Alarmsignal aufgejagt. Mit den Tönen desselben mischte sich Kanonendonner, der bald an Lebhaftigkeit zunahm.

Anstatt eines Rasttags brach für uns der ereignisvolle **1. September** an!

Schwer verhängnisvoll sollte dieser Tag für Frankreich werden!

Binnen kurzem war die Batterie fix und fertig, und fort ging es, dem immer lauter und vernehmlicher werdenden Schlachtengetöse entgegen. Die für den Rasttag bereit gehaltenen Vorräte mußten nun zum großen Teil unbenutzt bleiben. Einige Kanoniere hatten von den großen Bierfässern die Spunde abgeschlagen. Mit Macht schoß das Bier in großem Bogen aus den Spundlöchern, und wer mit der Kapsel seiner Feldflasche einen Morgentrunk auffangen konnte, d. h. wer Zeit dazu fand, that dies. So mancher gute Tropfen aber ging verloren oder mußte unberührt stehen bleiben. Auch meinen Quark konnte ich nicht in Ruhe genießen. Es blieb mir nichts übrig, als denselben schnell durch einige Handgriffe in meinem Magen in Sicherheit zu bringen. Das Gefäß wurde an den Rädern des Geschützes zerschellt. Ich hatte nur einen Trost: mein in der Nacht mitgebrachter Wein war gerettet und harrte wohl verwahrt im Futterkasten der Protze meines Geschützes seiner Bestimmung.

Wir passierten zunächst Brévilly, dann kamen wir

nach Douzy, das bereits für Verwundete hergerichtet wurde und geradezu vollgestopft von Soldaten war. Wir konnten nur langsam vorwärts dringen. Unsre Richtung war die Straße von Douzy nach **Sedan**, welche den Anblick des allerregsten Lebens bot. Da jagten Reiter, einzeln und in Trupps, von dem Schlachtfelde und nach demselben; da fuhren Munitionswagen im vollen Laufe dahin, entweder entleert von dem Kampfplatze kommend oder diesem neu gefüllt zueilend; da schleppten sich Verwundete aus dem Gefechte, sich einen Ruheplatz suchend, wo sie vor den schwirrenden Kugeln Sicherheit fanden. Ganze Abteilungen, besonders Batterien, bewegten sich in verschiedenen Gangarten weiter, und alles war in Aufregung und Spannung, in Erwartung und Thätigkeit.

Hinter Douzy fanden wir die Tornister unsrer Infanterie in Haufen geordnet und bewacht; die Kämpfenden hatten sie abgelegt, um sich frei bewegen zu können. Wir erblickten darin ein Zeichen der Siegesgewißheit der Unsrigen; denn im Falle des Zurückweichens wäre des Infanteristen ganze Habe — und diese besteht in dem, was er auf dem Rücken trägt — verloren gewesen!

Wir hatten kaum die mit Bäumen dicht besetzte Straße hinter Douzy betreten, als auch schon die französischen Schrapnells uns umschwirrten. Einige hundert Schritt vor uns standen auf einer Terrainschwellung mehrere deutsche Batterien und feuerten, und die auf diese gerichteten Geschosse des Feindes überflogen ihr Ziel und schlugen sogar zum Teil in Douzy, also noch weiter rückwärts, ein.

Indem wir noch den Befehl zum Einrücken in die Gefechtslinie erwarteten, erschütterte uns der Anblick

unsers Regimentskommandeurs, des damaligen Oberst von Funcke, der einen Schuß erhalten hatte und an uns vorüber getragen wurde. Er schwenkte seine Mütze und mahnte uns eindringlich an unsre Pflicht, denn es gehe schon sehr heiß her. Im nächsten Augenblicke ertönte das Kommando unsers Batteriechefs, das der Trompeter blasend wiederholte, wir setzten rechts der Straße über den Graben, um jenseit desselben die Gefechtsformation zur Entfaltung zu bringen. „Batterie links marschiert auf!" und in geöffneter Front (das sind beiläufig etwa 100 Schritt) zunächst in Trab, doch bald alles in Galopp, flogen wir stürmisch hinter den vorhin erwähnten feuernden Batterien weg bis zu einer Stelle, die geeignet als Position war. Unter einer Linksschwenkung in ganzer Batteriefront wendeten wir uns direkt gegen den Feind und protzten „im Avancieren" auf einer hoch und frei gelegenen Stelle ab, um sofort ein anhaltendes Feuer auf den deutlich erkennbaren Feind zu eröffnen. Es war morgens gegen 9 Uhr.

Wir hatten gleich vom Anbeginn unsrer Thätigkeit einen schlimmen Stand. Dicht vor uns im Thale lag das Dorf Daigny. Es war bereits vom Feinde geräumt, der von dem dahinter liegenden Höhenzuge aus sich von neuem bemühte, in den Besitz des Dorfes zu kommen. Wir hatten nun die Aufgabe, unsre Infanterie in ihrem Bemühen, jenen Höhenzug zu erstürmen, kräftigst zu unterstützen und je nachdem der Feind oder unsre Leute denselben inne hatten und sichtbar wurden, zu schießen oder zu schweigen. In einzelnen Häusern von Daigny befanden sich aber noch Franzosen, die, wohlgedeckt, sich unsre feuernde Batterie zum Ziele nahmen und von

uns, weil sie zu nahe standen, gar nicht aufs Korn genommen werden konnten. Aller Augenblicke kamen in Folge der „st, ssssst, sst, ssst“ einschlagenden Chassepotkugeln Verwundungen vor, die allerdings zumeist Pferde betrafen, hinter welchen sich in solchen Fällen die nicht beim Schießen beteiligten Mannschaften und Fahrer verbargen. Für eine Batterie ist aber der Verlust eines Pferdes, namentlich in der Bespannung, von großer Bedeutung, und daher war unser Standpunkt auf lange Zeit nicht festzuhalten. Auch schon beim Auffahren in die Position — ich war eben vom Pferde gesprungen, um es meinem Mittelreiter zum Halten zu übergeben und meiner Arbeit beim Schießen obzuliegen — fuhr mein Pferd hoch in die Höhe, so daß ich mit Recht vermutete, eine der schwirrenden Chassepotkugeln habe es getroffen. Ich hatte aber nicht einen Augenblick Zeit, dies zu untersuchen; denn schon begann die stramme Arbeit des Schießens, bei welcher jeder einzelne seine streng zugeteilte Arbeit hat und einer vom andern, sowie das Ganze vom Einzelnen und der einzelne vom Ganzen abhängig ist. Meine Fahrer untersuchten unterdes mein Pferd; eine Kugel war in der Höhe, in welcher das Knie des Reiters sich befindet, eben als ich vom Pferde absprang, in den Sattel gedrungen, war quer durch die Packtasche am vordern Sattel und durch die darin befindliche Schmier- und Wichsbüchse gefahren, hatte die Sattelpolsterung durchbohrt und war endlich, durch die wollene Decke noch aufgehalten, bis dicht an den Pferdekörper gekommen. Für meine treue „Sechs“ war also der böse Schuß insofern glücklich abgelaufen, als keine klaffende Wunde vorhanden war, die das Auflegen des Sattels

und damit das Reiten des Tieres unmöglich gemacht hätte.

Bis gegen 12 Uhr, also volle 3 Stunden, standen wir auf dieser ersten Position, abwechselnd den sich auf der nächsten Terrainschwellung zeigenden Feind aufs Korn nehmend oder schweigend, spannend, ordnend.

Ein Wechsel der Stellung war immer gleichbedeutend mit vorgehen, avancieren. Ganz energisch wurde der Feind zurückgedrängt, und mit übermenschlicher Kraft bemühte er sich, die immer mehr sich um ihn schließenden Fesseln abzustreifen. Die bekannte Thatsache des 1. September 1870 begann sich zu entwickeln. Wir immer vorwärts! der Feind in Verzweiflung — rückwärts, hinein nach Sedan!

Unser neuer Standort sollte — wie in früheren Schlachten — nun ungefähr dieselbe Stelle werden, wohin wir vorher geschossen hatten. Wir fuhren abwärts in das vor uns liegende Thal von la Moncelle, Daigny und Givonne, Ortschaften, in denen die furchtbarsten Kämpfe gewütet hatten. La Moncelle bot den schrecklichsten Anblick. War es ja das Dorf, welches von den Bayern unter den schwersten Opfern besetzt, erkämpft worden war. Nur mit Mühe konnten wir bei unserm Durchmarsche vermeiden, Tote zu überfahren, und oft mußten die Kanoniere zugreifen, um die im Wege liegenden beiseite zu schaffen.

Das Thal war fast vollständig von den Franzosen geräumt. Wir fuhren in der Richtung nach Daigny, also rechts das Givonnethal aufwärts, einen Aufgang nach der andern Thalerhebung suchend, nach welcher wir vorher manche Granate geschickt hatten. In Daigny, das

uns am Vormittage bereits durch Chassepotfeuer lästig geworden war, wurden wir aufgehalten. Das Dorf sollte uns von neuem gefährlich werden. In dem sich längs der Anhöhe, die wir zu gewinnen suchen sollten, hinziehenden Gehölze hatten sich bittre Infanteriekämpfe entsponnen. Die Batterie wurde hinter einer Mauer aufgefahren, um da vor den fortwährend um uns einschlagenden Kugeln etwas gedeckt zu sein. Wir befanden uns hier an einem höchst merkwürdigen und für eine Batterie dem Feinde zu nahe gelegenen Punkte; denn die Höhe rechts von uns war mit deutscher, die Höhe links noch mit feindlicher Artillerie besetzt. Beide beschossen sich unausgesetzt mit großer Heftigkeit, und alle sich kreuzenden Geschosse sausten über unsre Köpfe hin. Dieses eigentümliche, gräßliche Geräusch! ein diabolisches Singen und Pfeifen, Heulen und Wimmern der fliegenden Geschosse, ein Donnern und Brüllen der Geschütze und das Knattern des Kleingewehrfeuers — alles dicht neben, um und über uns!

Mit aller Energie suchten wir nun einen günstigeren und unsrer Aufgabe als Artillerie entsprechenden Standpunkt zu gewinnen, und als wir zu diesem Zwecke auf einer einige hundert Schritt vor uns gelegenen Wiese auffuhren, von wo wir den geeigneten Moment, eine gute Kampfposition zu gewinnen, besser wahrzunehmen hoffen durften, zeigte sich plötzlich auf der noch immer vom Feinde besetzten Höhe links von uns französische Infanterie, im Begriffe, über den Höhenkamm auf uns im Thale hereinzubrechen. Eine Verteidigung unsrerseits wäre unmöglich gewesen, da wir dicht geschlossen aufgefahren waren und Artillerie keine Gewehre führt; ein

schnelles Ausweichen ebenfalls nicht, da auf mehreren Seiten uns dichtes Gehölz umgab. Unser Ende schien unvermeidlich! Da regte es sich plötzlich hinter den Hecken uns zur Rechten. Jeder Strauch schien lebendig zu werden. Preußische Gardeschützen brachen hervor, die dem feindlichen Anprall kräftig entgegentraten, den Kampf mit dem Feinde mutig aufnahmen und uns die Möglichkeit gewährten, unsern gefährlichen Platz zu verlassen. Mit größter Mühe gelang es uns, unsre Geschütze von der bösen Stelle wegzubringen. Wir mußten sogar eine sumpfige Wiese passieren und Steine und Holzknüppel benutzen, um die Geschütze vor dem Einsinken in den weichen Boden zu schützen, und Mannschaften und Pferde mußten ihre äußerste Kraft einsetzen, damit die Batterie wieder freie Bewegung erlangte.

Wir kamen auf die Höhe hinter Givonne zurück und befanden uns nun wieder — veranlaßt durch die bekannten verzweifelten Anstrengungen der Franzosen während der Nachmittagsstunden — auf derselben Anhöhe, die wir am Vormittage eingenommen hatten, nur weiter nach unserm rechten Flügel gezogen. Wir fuhren hier am sichern Orte, nicht mehr dem Feuer ausgesetzt, auf, brachten alles in Unordnung Geratene wieder zurecht und ergänzten die in den Geschützprotzen fehlende Munition. Dicht neben uns stand eine preußische Gardebatterie und sandte Schuß auf Schuß über das Thal hinweg nach dem Höhenzuge, den wir zu erreichen gehofft hatten und der doch noch vom Feinde gehalten wurde.

Aber auch hier mußte der Feind endlich weichen. Das kräftige Geschützfeuer der Gardeartillerie zeigte bald die Wirkung, und wir rückten wieder vorwärts. Wir

zogen durch Givonne, dann auf der Straße, die schräg an dem Höhenzuge, der unser Ziel war, hinauf und nach Fond de Givonne und Sedan führt, vorwärts und nahmen nun endlich die Position ein, wohin wir am Vormittage unsre Granaten gesendet hatten. Die Verwüstung, die hier unser Geschützfeuer angerichtet hatte, war eine schreckliche und vollständige. Übereinander gehäuft lagen die getöteten Feinde im Straßengraben und hinter den von ihnen hergerichteten Deckungen; Leiche auf Leiche, zerrissene Körper, menschliche Glieder! Entsetzliche Bilder zeigten sich unsern Blicken. Doch es gab keine Zeit zum Nachdenken. Ein Auffahren zum Feuern machte die Beseitigung der herumliegenden Toten nötig. Es begann das Schießen mit Brandgranaten; denn vor uns im Thale lag Sedan!

Dem schnellen Schießen folgte nun ein ruhiges, wohlgezieltes Feuer. In längeren Pausen sauste eine Brandgranate nach der andern aus unsern Geschützen in das französische „Sodom", um es in Brand zu stecken.

Die Hauptarbeit war gethan. Wir bekamen wieder Zeit und konnten aufatmen. Auch gab es hier Gelegenheit, eine Mitrailleusenbatterie eingehend anzusehen. Das Knurren des Magens wurde aber immer lauter. Was etwa in Taschen, Feldflaschen und Futterkasten geborgen gewesen war, war längst nicht mehr. Da fiel der lechzende Krieger auf die vielen, vielen herumliegenden Gepäckstücke und Tornister der gefallenen Feinde. Es fand sich Brotzwieback, der zwar fest wie Stein, aber doch etwas Ähnliches wie Brot war. Mit besondrer Freude wurde aber stets eine wollene Decke von dem begrüßt, der so glücklich war, eine solche zu entdecken.

Der Tag neigte sich zu Ende. Bis 8 Uhr standen wir auf dieser Anhöhe vor Sedan in Position. Endlich verbot die Finsternis alle weitere Thätigkeit der Artillerie. Sedan brannte an vielen Stellen. Wie eine mächtige Fackel leuchtete es durch die Nacht, als wolle es dem Feinde keinen Augenblick die Greuel aus dem Gedächtnis schwinden lassen, die er durch seinen Frevelmut über die Völker heraufbeschworen hatte.

Wir zogen zurück, um uns einen Ort, der geeignet zum Biwakieren schien, zu suchen. Rückwärts ging es wieder nach Givonne hinunter, auf derselben Straße, die wir vorher aufwärts passiert hatten. Dieselbe war mit 3, auch 4 verschiedenen Kolonnen marschierender Truppenteile angefüllt, wodurch die Bewegung sehr stark gehemmt wurde. Nur Schritt um Schritt konnte unsre Batterie vorwärts kommen.

Unter den marschierenden Soldaten war Leben und Lust. Hatte doch jeder, der auf seinem Pferde saß oder neben seiner Kanone schritt oder seine Waffe trug und sich noch bei seiner Truppe befand, reichste Ursache, sich seines Lebens zu freuen! War man ja heute vielemal dem Tode entronnen! Schon waren die Musikchöre ihren Truppen nachgekommen und spielten lustige Weisen, und jede neue Infanterieabteilung, der wir begegneten, kam mit neuem Sang und Klang.

Dagegen schnitt es tief in die Seele, wenn man seitwärts der Straße, vom Felde her, das laute Wimmern und flehentliche Rufen der Verwundeten vernahm, namentlich den Ruf nach Wasser. Noch immer tönt mir der Ruf „de l'eau! de l'eau!“ in den Ohren. Doch ungehört mußte er verhallen. Womit sollten wir auch helfen?

Vor allem aber durften wir von unsern Truppen, unsern Geschützen nicht weggehen. Auch unsre eigene Sicherheit gebot Vorsicht; denn der Haß des Franzosen gegen die Deutschen („Prussiens“) war so fanatisch, daß mancher der verwundet auf dem Schlachtfelde liegenden Franzosen nach dem ihm zur Hilfe nahenden deutschen Soldaten schoß.

Dicht bei Givonne hatten wir endlich Biwak bezogen, und nach und nach hatten alle Truppen auf dem weit ausgedehnten Schlachtfelde ihren Platz gefunden. Da bot die Gegend einen eigentümlichen, schönen Anblick dar; denn unzählige Wachtfeuer leuchteten auf in der Dunkelheit, und die Wirkung wurde noch erhöht durch das gewellte Terrain.

Unsre tiefe Ermüdung ließ uns bald den Schlaf finden. Er brachte uns auf einige Stunden glückliches Vergessen des Gräßlichen, das wir gesehen und erlebt, der Mühen und Gefahren, die wir überstanden hatten!

14.

Der 2. September graute. Unser erster Blick am Morgen galt den unzähligen Biwaks, mit welchen die ganze Gegend, so weit das Auge reichte, übersät war. Überall wieder Leben und Thätigkeit! Für uns war die nächste Aufgabe die Ergänzung der Munition; denn wir hatten am 1. September, dessen Bedeutung wir jedoch in seinem vollen Umfange noch nicht kannten, nicht weniger als 261 Granaten und 54 Brandgranaten und Schrapnellschuß entsendet.

Nach gethaner Arbeit und nachdem im Laufe des Vormittags die weltbekannten Verhandlungen zu Ende geführt waren, überließ sich der einzelne der Ruhe. Soweit es erlaubt war und die Umstände es gestatteten, ging ich, Umschau zu halten, zu hören und zu suchen. Schon das nahe liegende Givonne bot Gelegenheit dazu. Wir Gesunden hatten im Biwak übernachtet; den Verwundeten hatten sich die Häuser, wenn sie auch oft im traurigsten Zustande waren, öffnen müssen. Der Ort war mit Verwundeten geradezu vollgepfropft. Viele Ärzte waren hier bei ihrer blutigen Arbeit zu finden, die abgelösten Glieder lagen gehäuft übereinander, und ein Verwundeter nach dem andern, Deutscher und Franzose, Franzose und Deutscher, wurde den Ärzten hier zugetragen. Die von den nahen Kampfplätzen aufgehobenen Toten und die unter den Händen der Ärzte bei der Amputation, auch vor- oder nachher Verschiedenen, wurden hier in langen Zügen, oft mehrere Tote auf einer Trage, nach dem nahen Dorffriedhofe gebracht, um dort gemeinsam in ein Massengrab gebettet zu werden. Trauermärsche oder Choräle tönten weithin über die Felder und ermahnten die Lebenden zu ernster Betrachtung. Mit besondrer Ceremonie bewegte sich auch der Leichenzug eines gefallenen französischen hohen Offiziers nach demselben Friedhofe, eine Anzahl katholischer Geistlicher in vollem Ornate, mit brennenden Kerzen, mit Weihkessel und vorausgetragenem Crucifix, geleiteten den Toten, dessen Sarg sich auch deutsche Offiziere angeschlossen hatten.

An diesem Tage ereigneten sich aber auch einige grausige Scenen, wieder entsprungen aus dem erschreckend tiefgehenden Haß, den der besiegte Franzose jedem

Deutschen entgegenbrachte. Ein armer sächsischer Grenadier, nur leicht verwundet und neben einem Franzosen in einer Krankenstube untergebracht, wurde von diesem mit einem verborgen gehaltenen Revolver erschossen. Schreckliche Lynchjustiz ereilte den Unmenschen, der selbst nur leicht verwundet gewesen war.

Der Tag nach Sedan zeichnet sich auch dadurch aus, daß die verschiedensten Hoffnungen und Vermutungen auftauchten, von denen eine die andre drängte. Wir waren zwar am vorhergehenden Tage mit der Siegesgewißheit im Herzen in den Kampf getreten; wir waren mit dem Siegesgefühle von Ort zu Ort, von Höhe zu Höhe vorwärts gedrungen; wir waren am Abende mit demselben Bewußtsein vom Kampfplatze zurückgekehrt: aber — schon stand die Sonne im Mittag — und noch immer fehlten zuverlässige Nachrichten über den Erfolg des fürchterlichen Kampfes. Es lag in der Luft und sprach sich weiter und weiter, was geschehen war: daß der Kaiser Napoleon mit einem enormen Heere gefangen sei, und Erwartungen eines nahen Friedensschlusses beschlichen uns, die deutschen Kämpfer. In der Heimat hatte man unterdes längst Genaueres erfahren, wie sich später herausstellte. Unter solchen Umständen herrschte in den ersten Nachmittagsstunden des 2. September freudige Aufregung unter den Soldaten, als sich die Nachricht verbreitete, unser Kronprinz Albert von Sachsen besuche die einzelnen Truppen in ihren Biwaks. Von ihm glaubten wir Gewißheit über die Gestaltung der Dinge, über unsre weitre Bestimmung erwarten zu dürfen, ja wer weiß, dachte wohl mancher, ob er nicht kommt, um uns stehenden Fußes nach Hause zu schicken. Freuden- und Hurrarufe und rauschende

Musik, erst in der Ferne und dann immer näher zu uns herübertönend, kündigten das Nahen des verehrten Feldherrn an, in jedem Augenblicke uns anzeigend, bei welcher Truppe, in welchem Biwak er sich soeben befand. Gegen 3 Uhr nachmittags erreichte er unsre Batterie. Er erkundigte sich nach unsern Verlusten, nach der Anzahl der Schüsse, die wir abgegeben hatten, sprach von der Größe unsrer Drangsale, die wir hatten erleiden müssen, und drückte seine Freude darüber aus, daß wir auch in der übeln Lage, dem feindlichen Feuer in der größten Nähe ausgesetzt gewesen zu sein, doch tapfer ausgehalten und unausgesetzt Trotz geboten und die Infanterie so nachdrücklich unterstützt hätten, daß deren Feuer da, wohin unsre Geschosse gegangen seien, gar nicht mehr notwendig gewesen sei; „von euern Granaten,“ sagte er, „ist fast keine einzige fehlgegangen, jede hat ihre furchtbare Wirkung gethan; denn da drüben“ — auf die am Tage vorher von uns bestrichenen Höhen deutend — sehe es „famos“ aus!“ Das kräftigste Hurra folgte dem weiterreitenden Feldherrn. Auch Prinz Georg besuchte unser Biwak abends gegen 6 Uhr.

Über das Lob, das unser Kronprinz Albert uns gespendet hatte, freuten wir uns über die Maßen, aber über die Beendigung des Kriegs und die Heimfahrt hatten wir nichts vernommen! Der Flug der Ereignisse in den letzten Tagen hatte auch unsre Phantasie beflügelt, und vielleicht hat bei den Hoch- und Höchstkommandierenden dasselbe Verhältnis stattgefunden.

15.

Nicht zum zweiten Male ist es während des ganzen Feldzugs vorgekommen, daß unsre Batterie ein und dasselbe Biwak während zweier Nächte hintereinander bezog, wie dieses denkwürdige auf dem Schlachtfelde von Sedan. Der sich am Abende des 2. September einstellende Regen fand uns besser gerüstet wie früher. Ein Glück, daß die Franzosen so gute Zelte hatten oder vielmehr gehabt hatten; denn auch ich hatte mir ein solches angeeignet und konnte demzufolge in der Nacht unter meiner Zeltplane trocken liegen.

Der folgende Tag (3. September) wurde dazu benutzt, die einzelnen Abteilungen in Quartiere unterzubringen, und ich ritt daher, die Batterie noch in ihrem Biwak zurücklassend, voraus nach dem für uns bestimmten, nicht allzu weiten Dorfe Lombut. Ich nahm den Weg über Givonne, von dem ich mit langem, langem Blicke Abschied nahm, berührte wieder, das Givonnethal hinabreitend, Daigny und la Moncelle, mir wieder vergegenwärtigend, unter welchen Umständen ich 2 Tage vorher an denselben Plätzen gewesen war, und kam dann über Bazeilles, Douzy, Ambeimont nach Lombut. Bazeilles war das Dorf, das von den Bayern erstürmt worden war und das dabei den verzweifeltsten Widerstand geleistet hatte. Selbst Weiber und Knaben hatten mit den Waffen in der Hand gefochten, so daß jedes einzelne Haus mit vielem, vielem Blut hatte erkauft werden müssen. Das ganze Dorf bot den Anblick eines einzigen Aschehaufens, und mit Mühe fand mein Pferd den Weg durch die greulichen Ruinen.

So bot der ganze Weg Gelegenheit, die Schrecknisse des Kriegs besonders in seinen Verwüstungen zu sehen. Man begegnete großen Transporten Gefangener, meist mit dem Schicksal grollende, kopfhängende französische Soldaten. Kein Augenblick verging, in welchem man nicht einen neuen Eindruck bekam, und als ich endlich hinter Douzy aus dem Bereiche des eigentlichen Schlachtfeldes kam, atmete man wie von einem bangen Drucke befreit einigermaßen wieder auf.

Mit Mühe brachte ich meine Batterie in dem sehr kleinen Lombut unter. Das größte Gehöft mit schloßähnlichen Gebäuden und von gewaltiger Ausdehnung mußte allein 100 Pferde und die Hälfte aller Mannschaften aufnehmen. Ich selbst legte mich auch dahin und hatte hier, ehe die Batterie kam, Gelegenheit, mich leiblich zu pflegen. Es war das um so angenehmer, als wir hier unsern (eigentlichen) Rasttag haben, also auch am 4. September noch hier bleiben sollten. Wie nötig ist dies zur Durchsicht aller Einzelheiten, wie wird da Fehlendes ergänzt und Defektes ganz gemacht, geputzt und geflickt! Auch dient solche freie Zeit zum Aufzeichnen von Notizen und zu genauer Führung des Tagebuchs. Man möchte nun auch die Nachrichten, seine Erlebnisse und alles, was man auf dem Herzen hat, los sein, niederschreiben und fortsenden dürfen. Zu Hause sehnt man sich ja nach Nachrichten über den Sohn, den Bruder u. s. w. Damals waren nur offene Karten zu schreiben erlaubt. Wie habe ich da gedrängte stenographische Schrift verwendet, in welcher ich überhaupt den Verkehr mit meinem Vater pflog, um alles in die Heimat zu berichten, was das Innere bewegte!

Auch die Feldpost erledigte endlich alles, was während der Kämpfe und Märsche hatte aufgehoben werden müssen. So reichlich ich bisher mit Nachrichten vom Vaterhause versorgt worden war, so hatte ich doch in der letzten Zeit vergeblich auf Nachrichten von den Meinigen warten müssen und — offen gestanden! — ich hatte auch während der aufregenden Erlebnisse und Ereignisse und der blutigen Arbeit gar nicht daran gedacht. Noch liefen Briefe aus der Heimat etwa 10, 12, 14 Tage, später kamen sie schneller in unsre Hände. Am 4. September erhielt ich auf einmal 6 Briefe ausgehändigt, darunter 4 von zu Hause. Da gab es reichlichen Stoff zum Lesen, auch zum Denken. Wenn der Telegraph die Siegesbotschaft blitzschnell in die Heimat trug und wenn sich in den letzten Tagen beim Jagen nach dem Feinde Siegesbotschaft auf Siegesbotschaft gedrängt hatte, so mußte das alles in der Heimat erfreuen, aber auch die, welche Angehörige im Felde hatten, mit Sorge erfüllen.

Ein Rasttag nach schweren Schlachten ist nicht bloß ein Leibes-, sondern auch ein Herzensbedürfnis. Man lebt auf in dem Dankgefühle gegen den höchsten Lenker aller Schicksale, der alles glücklich überstehen ließ. Man sucht Gleichgesinnte und Freunde auf, wie ich es auch gegen Abend am Rasttage that. Wohlgestimmt durch die Aussprache und guten Nachrichten aus der Heimat kehrte ich mit meinem Spezialfreunde Kopp ins Quartier zurück und entdeckte in einem Nebengebäude, in der Wohnung eines der Guts- oder Schloßbeamten, ein Klavier, auf welchem ich einige lustige Weisen spielte. Bald wurden andre dadurch angelockt, sogar die beiden Töchter des Hauses blickten neugierig durch die Thür und nahmen

nicht den geringsten Anstand, an der Seite der deutschen „Barbaren“ einen Walzer zu streichen. Da wurde Leben in der kleinen Stube, ob dieselbe auch viel zu eng war, um im Tanzen einmal so recht „loslegen“ zu können. Freund Kopp löste mich im Spielen ab, damit ich mich auch einmal drehen könne, und so wollte die lustige Geschichte gar kein Ende nehmen. Selbst der Wachtposten auf dem Hofe konnte nicht umhin, vom Fenster aus dem Treiben zuzusehen. Es war spät, als wir endlich unser Lager aufsuchten.

Hätten die Angehörigen in der Heimat gleich sehen können, wie wir fidel in die Welt hineinschauten! Doch bange Sorge sprach immer aus jeder Zeile von daheim.

„Lebst Du noch?“ hob ein Brief meines Vaters an, „das ist unsre bange Frage in dem Siegesjubel, der uns umgiebt. Ich muß annehmen, daß Du seit dem 19. August in scharfem Ritte nach der Maas und dann nördlich nach der belgischen Grenze und am 29., 30., 31. August und 1. September in den Schlachten gewesen bist, die die Armee Alberts gegen die Franzosen geführt hat. Welche Sorge für uns! Der Kanonendonner der 3 Tage tönt uns in den Ohren. Heil der Unermüdlichkeit unsrer Kämpfer, der Tüchtigkeit der Führung, der Raschheit aller Bewegungen, der Todesverachtung, mit der dem Feinde begegnet worden ist! Doch welche Opfer hat dies wieder gekostet! Wir ermessen dies noch nicht. Du kannst Dir keine Vorstellung machen von der Aufregung, in die Dresden bei den Nachrichten: Kapitulation von Sedan und Napoleons Ergebung an Wilhelm, geriet. In den höheren Schulen ist gleich der Unterricht eingestellt

worden, in den Volksschulen wurde ruhig — nein, unruhig weiter gearbeitet. Ich war am Nachmittage des 2. September so abgespannt von der Aufregung, daß ich nichts verrichten konnte. Mittag 1 Uhr hatte ich vor dem Rathause am Altmarkte gestanden, als Schlag 1 Uhr sich die große Balkonthür aufthat und heraus traten der versammelte Rat und die Vorstände der Stadtverordneten. Alle Häupter entblößten sich, und unter Musikbegleitung brauste das Lied zum Himmel auf: „Nun danket alle Gott.“ Ich sah manche Thräne von Männerwangen herabrollen. Und mächtig wurde der Jubel, als der Oberbürgermeister ein Hoch brachte auf die Fürsten, auf die Völker, auf die Kämpfer, auf das deutsche Vaterland! Und so weit das Auge reichte, sah man nichts als Flaggen und Fahnen, dicht besetzt waren alle Fenster, und die weißglänzenden Tücher wurden in Lust und Unermüdlichkeit geschwenkt! Der Akt der Feier dauerte nur eine Viertelstunde. Und welches Wogen der Leute durch die Stadt den ganzen Tag! Dieses Händeschütteln und diese Freudenbezeugungen!

Wir sind alle wohl und munter. Wenn Du es nur auch wärst! Wenn ich wüßte, Du bist wohl, da wäre ich ein glücklicher Mensch! Gott schütze Dich!“

Und dann:

„Ich kann mich über die Festlichkeiten noch nicht recht freuen, denn der Friede ist noch nicht da. Wenn der Friede gesichert ist und wenn Ihr braven Kerle wiederkommt, dann, ja dann werde auch ich illuminieren. So lange die Sorge um Dich mir auf der Seele liegt,

so lange werde ich nicht recht froh. Gestern ging die Verlustliste der Offiziere hier ein vom 30., 31. August und 1. September. Der 18. August hat mehr gekostet als diese 3 Tage. Was wird nun in diesem Frankreich? Gott weiß es allein. Ach, wäret Ihr aus des Löwen Rachen! Aus dem beifolgenden Zeitungsblatte erseht Ihr, wie unsre Augen, unsre Anerkennung Euch begleiten! Ich brenne vor Begier, eine Nachricht über Dein Befinden nach dem 1. September zu bekommen. Nach dem Jubel des Sonnabends und Sonntags ist hier alles wieder still. Die Sorge wegen der Pariser Ereignisse ist in jedem Herzen. Viel Ersatzmannschaften sind fort, allein aus Dresden 3000; ich sah sie ausmarschieren: Gesang, Jubel, Blumenschmuck, Thränen, stummer Schmerz, Abschiedsscenen. Napoleon ist in Kassel."

16.

Es finde hier der schöne Prolog, von Friedrich Hofmann gedichtet, Platz, welcher am Abend des 3. September im Theater zu Leipzig gesprochen worden ist und der mir ins Feld hinaus geschickt wurde.

Gott hat gerichtet! Unser ist der Sieg!
Voll Lorbeer blühn die Gräber unsrer Toten.
Der uns gehetzt in diesen heil'gen Krieg,
Er liegt geächtet heut' vor uns am Boden.
Vier Wochen sind's — nicht Deutschlands bloß, es sind
Der ganzen Weltgeschichte größte Wochen!
Der Anfang: Siegesspiel für Frankreichs Kind,
Das Ende: Frankreichs Kron' und Thron zerbrochen!
Europas Mächtigster, er ist vernichtet!
Und unser ist der Sieg! Gott hat gerichtet!

O glaubt's, daß an dem deutschen Himmel Gott
Es also schrieb mit seinen Sternenlettern:
Er ließ die Ausgeburt von Sünd' und Spott
Durch seiner Deutschen Rächerarm zerschmettern.
Daß nicht die Lüge herrsche in der Welt,
In eklem Pfuhl hinsterbe jede Tugend,
Hat er das deutsche Volk so hoch gestellt
An Manneskraft und Heldenmut der Jugend.
Ein neues Glück zog in die Welt herein,
Das Glück: Der deutschen Erde Kind zu sein!

Wohl pocht voll Stolzes heut' das deutsche Herz,
Doch tausend thränenvolle Wimpern beben,
Und auf den Lorbeer senkt den Flor der Schmerz
Um tausend hingemähte Blütenleben!
Den stummen Opfern und dem Gram erschalle
Kein Laut. — O, ehrt der Sitte still Gebot:
Erhebt euch von den Sitzen alle, alle! — —
So ehren wir der Unsern Heldentod.
Das Vaterland soll nimmer ihrer Namen
Und nimmer seines Danks vergessen! Amen!

Euch aber, die ihr hoch das Schwert noch schwingt,
Zu Roß und Fuß zerstampft die Feindeserde,
Weit hinterm Rhein „Die Wacht am Rhein“ noch singt
Und sehnend denkt der Lieben heim am Herde,
Euch allen, den in Gottes Hut Gesunden,
Euch allen in Gefahren Tag und Nacht,
Und allen euch, ihr Kranken und ihr Wunden,
Euch sei ein dreifach donnernd Hoch gebracht:
Ein dreifach Hoch für Deutschlands Heldenehre
Den deutschen Führern und dem deutschen Heere!

17.

Als meine Nachrichten vom Kriegsschauplatze nach dem 1. September aus Lombut, in denen ich hatte berichten können, daß mir im Kugelregen kein Haar gekrümmt worden war, in der Heimat eingetroffen waren, da zog wieder Ruhe in die Gemüter der in der Heimat Zurückgebliebenen, obwohl aus jedem Worte meines Vaters Zuversicht sprach, er mich stets dem Schutze Gottes empfahl und an mein persönliches Glück glaubte. Welche Freude habe ich nach der vergangenen schweren Zeit der Schlachten mit manchen seiner Zeilen meiner Umgebung bereitet! Man wußte schon, daß, wenn ein Brief an mich gekommen war, ich bald einmal sagte: „Hört zu, das ist wieder nicht bloß für mich, sondern für euch alle geschrieben.“ Er hatte aber auch gerade in jener Zeit reichlich Gelegenheit, in einzelnen Punkten aufklärend zu schreiben, z. B. am 16. September:

„Ihr armen Kerle habt geglaubt, mit dem 2. September sei alles vorbei. Ja, Ihr habt nicht gewußt, daß unterdes die Republik in Frankreich ausgerufen worden ist. Der Kaiser N. ist eine lumpige Zugabe zu der Mac Mahonschen Armee bei Sedan gewesen. Hättet Ihr ihn doch laufen lassen! Aber die Armee zu sprengen und gefangen zu nehmen, das ist Euer Meisterstück! Dafür seid tausendmal gesegnet und geküßt.

Und nun seid Ihr jedenfalls nahe Paris. Es scheint, daß keine andre Nation sich in unsern Krieg zu mischen Lust hat; die deutschen Prügel sind

doch ein zu fürchtendes Ding. Der Abgesandte der französischen Republik, Thiers, ist mit seiner Mission, der Republik Freunde und Anerkennung zu gewinnen, in England abgefallen.“

Tags darauf, am 17. September, schreibt er:

„Gestern kam Deine Karte vom 5. September (Lombut), die zwölfte, Du fleißiger Briefschreiber. Wir haben uns die Augen gewischt beim Lesen und Hören. Du sollst nun stets die Dorfzeitung bekommen. Nimm Dich ja beim Quartiermachen in acht und gehe nicht einzeln vor. Was hilft es uns, wenn sie den französischen Schuft auch erschießen, der Dich wegputzte! Ich freue mich, daß Du Dein Französisch an den Mann bringst. Wir haben viel Besuch Deinetwegen, und da bist Du immer das Hauptthema.

Ihr armen Kerle bekommt es nun satt. Nun, die Franzosen werden es wohl auch bald satt haben, sie müssen nur erst mürbe werden, eher dürft Ihr nicht wieder kommen. Ganz gethan, was man einmal anfängt!

Unsre gefangenen Franzosen müssen tüchtig arbeiten, sie müssen sich ihre Baracken selbst bauen helfen. Wir können uns nun hier in Dresden auch Franzosen, Turkos und Zuaven ansehen. Nun, die Zeitung, die ich Dir schicke, erzählt alles.

Hier hört man, die Sachsen hätten die beste Kriegsarbeit mit gethan. Jedenfalls hat Sachsen einen ausgezeichneten Feldherrn. Man spricht schon von einer ganz besondern Ehrenstellung, die Sachsen in dem künftigen Deutschland einnehmen werde. Die Zeitungen

verkündigen den Ruhm der sächsischen Artillerie, und wem ich von Deinen Mitteilungen über die Erfolge derselben vor Sedan erzählte, der wußte es in der Regel schon aus den Schlachtberichten."

Viel zu spät kamen wir zur Ruhe an dem Rasttage in Lombut, weil sich ungeahnt ein fideler Abend geboten hatte, von dem ich oben erzählte. Sollte ja am andern Morgen (5. September) mit dem frühesten der Weiterweg angetreten werden, nicht ostwärts zu den deutschen Grenzen, wie wir am vorgestrigen Tage voreilig zu hoffen gewagt hatten, sondern zunächst südwärts und dann:

gen Paris!

18.

Ein Dutzend Marschtage mit eben soviel Quartieren*) folgten, ehe wir vor Paris ankamen. Am ersten Tage kamen wir wieder an Stellen, wo wir wahrnehmen konnten, mit welcher Schnelligkeit die Franzosen oft geflohen sein mußten; denn wir fanden wie am 31. August stehen gelassene Munitionswagen, Gepäck, Geschirr, Waffen in Menge auf der Landstraße verstreut. Es kam auch die Zeit, in welcher sich die ersten Spuren des Vorhandenseins von Franktireurs zeigten. Für uns Quartiermacher galt es, besonders auf der Hut zu sein, da

*) Siehe Ortsverzeichnis.

der Artillerist kein Gewehr bei sich führte. Die häufigen kleinen Laubholzwälder, die es hier in den Ardennen giebt, gaben gute Verstecke für die „Blaukittel". Diese mußten von der Infanterie erst abgesucht werden, und mancher schleichende Blaukittel ist dabei erwischt worden. Beim Durchreiten eines Dorfs fanden wir, da wir der Sicherheit wegen jetzt zumeist in kleinen Trupps ritten, die Blaukittel mit dem unschuldigsten Aussehen und mit Armensündermienen vor den Häusern stehen. Oft mag aber hinter uns ein giftiger Blick, ein Zucken der Hand die innere Wut verraten haben, die in ihnen bei unserm Anblick aufloderte.

Froh, zu wissen, daß der Feind dermaßen aufs Haupt geschlagen worden war, daß ihm eine Weile Hören und Sehen vergangen sein mußte, war es angenehm, auf flüchtigem Rosse im schönen Feindeslande durch Feld und Wald, über Berg und Thal, auf guter Straße oder abkürzenden Feldwegen dahinzueilen und das Land mit seinen Auffälligkeiten, Merkwürdigkeiten, Interessantem und Neuem anzuschauen. Kam es ausnahmsweise vor, daß ich mit der Batterie marschierte, denn nicht allzu groß waren manchmal die Strecken, welche täglich zurückzulegen waren, so fühlte man dann auf nicht ganz angenehme Weise seine Abhängigkeit von dem Ganzen der Batterie, besonders daß man gezwungen war, nur Schritt zu reiten. Wie viel schöner und freier ist die Bewegung eines einzelnen oder mehrerer Reiter auf freier Straße in Feld und Wald!

Die erste größere Stadt, welche wir berührten, war Rethel (den 8. September). Der Eintritt in einen größern Ort war deswegen freudig zu begrüßen, weil

sich Gelegenheit fand, einige Vorräte zu kaufen. Wer aber da nicht fix ist, muß nehmen, was übrig geblieben ist, oder er findet auch gar nichts mehr. So war es in Rethel unmöglich, Schokolade aufzutreiben, ebenso Tabak, der überhaupt immer mehr und mehr zur Seltenheit wurde.

Je nachdem sich einmal mehr oder weniger Soldaten in einer Gegend zusammenschoben, mußten auch die Quartiere dicht oder weniger dicht belegt werden. In manchem großen Gute mußten oft an 100 Pferde mit den zugehörigen Mannschaften untergebracht werden. Die Ansprüche an einen Wirt wachsen dann ins Ungeheure. Der Soldat ist oft tage- und wochenlang auf die einförmigste Kost angewiesen und sehnt sich nach Abwechslung in derselben. Da freut es ihn, wenn der Wirt nicht knausert, es ist sogar dessen Vorteil, wenn er dies nicht thut, da Milde und Freigebigkeit des Wirts den Soldaten von manchen Ausschreitungen abhalten, die nun einmal im Kriege unvermeidlich sind. Da zeigt sich die Geschicklichkeit des einzelnen Soldaten, sich, ohne falsche Wege zu gehen, irgend eine Annehmlichkeit — besonders „Freßabilien“, besseres Lager für sich oder sein Pferd u. s. w. — zu verschaffen, und da werden Feldzugspläne auf ängstlich gehütete Vorräte entworfen.

Etwa nicht aufgezehrte Vorräte muß dann manchmal der Futterkasten der Protze aufnehmen. Da ich während des Marsches immer von der Batterie getrennt und auf mich in dieser Beziehung allein angewiesen war, so mußte die sogenannte Oberdecke, welche über den ganzen Sattel gehängt ist, aufnehmen und verbergen, was man auf dem oft vielstündigen Ritte brauchte. Im Trabreiten würde

gegessen und getrunken, wenn es sich darum handelte, vorwärts zu kommen. Noch entsinne ich mich mit Entsetzen und — Vergnügen der während eines scharfen Rittes zu Brei zusammengerittenen Eier, deren ich eine Anzahl gekocht mitgenommen hatte, um sie bei günstiger Gelegenheit mit meinem Gefährten zu teilen. Zu einem Klumpen zusammengebacken kamen sie aus der Tasche zum Vorschein, und seit diesem Tage trugen die Schöße meiner Uniform einen ziemlich umfänglichen Fleck von unsagbarer und unvertilgbarer Farbe. Die Parademäßigkeit unsrer Kleider, beim Auszuge aus Dresden musterhaft, hatte überhaupt sehr verloren. Daheim hätten wir uns geschämt, uns in einem solchen Aufzuge sehen zu lassen!

In Vauvaraines, einem kleinen Dorfe, bestehend aus einem einzigen großen Gute mit Schloß und einigen Nebenhäusern, hatten wir Rasttag. Ich mußte die Schafställe mit Pferden und Mannschaften belegen lassen, um die Batterie unterzubringen. Wenn man zwei Nächte an einem Orte zuzubringen hat, ist es doppelt angenehm, wenn man mit seinem Quartier zufrieden sein kann. Der Verwalter des Schlosses besaß zudem zwei allerliebste Töchter, und als die Leute merkten, daß ihre Worte, die sie untereinander wechselten oder an uns richteten, von mir verstanden wurden, und da sie aus dem, was ich mit ihnen sprach, entnehmen konnten, daß wir freundlich und ohne gewaltthätige Absichten waren, so bereiteten sie uns Quartiermachern, noch ehe die Batterie angekommen war, ein erquickendes Mahl, bei dem auch eine gute Flasche Wein nicht fehlte. Mit Freuden erinnere ich mich noch heute dieser freundlichen Leute. Der Rasttag brachte auch wieder Briefe aus der Heimat, die ich an diesem

Tage (11. September) mit meiner „Sechs" in Cormicy abholte. Mein Weg führte durch herrliche Weinberge. Die Trauben hingen so bequem, daß ich, um sie zu pflücken, nicht einmal genötigt war von meinem Pferde zu steigen. Dazu begünstigte uns jetzt herrliches Wetter und reiner blauer Himmel.

Reims ließen wir unberührt, obwohl ich es gern gesehen hätte. Wir kamen über Fismes, Fère en Tardenois (den 15. September), ein hübsches Städtchen, wo wir Gelegenheit hatten, uns mit Lebensmitteln zu versehen. Auch ordnete sich nun mehr und mehr die Versorgung der Truppen mit Proviant; oft wurden für die Batterie gleich mehrere Rinder gefaßt. Lisy sur Ourcq erregte unser Wohlgefallen durch seine hübsche Lage. Es ist hoch gelegen und bietet einen herrlichen Blick über ein schönes Thal, in dem sich ein für damalige deutsche Verhältnisse unbekanntes Bauwerk befand: der Ourcq-Kanal.

Am 17. September war in Congis wieder Rasttag. Fleißig studierte ich denn immer die Spezialkarte von Frankreich, um mich für den Weitermarsch vorzubereiten. Es macht große Freude, wenn man das, was man auf der Karte gesehen hat, in der Wirklichkeit auch wieder findet und an Kreuzwegen auch ohne die allerdings zumeist trefflich angebrachten eisernen Wegweiser mit der Angabe aller Einzelheiten Bescheid weiß. Es kam auch vor, daß solche Wegweiser abgebrochen waren oder daß ihre Arme sich drehen ließen und damit die Sicherheit der Ablesung zweifelhaft wurde. Noch immer war die Gegend nicht ohne Gefahr für uns. Hier und da zeigten sich Franktireurs, auch waren wir Paris schon nahe ge-

rückt. Wir einzelnen Reiter, allein im fremden Lande, konnten leicht weggeputzt werden, und doch sind wir immer vom Glücke wohlgeleitet worden. Am 18. September kam es sogar vor, daß die Batterie mit „umgehangen“ d. h. schußbereit marschierte, um sofort etwaigen Meutereien mit Kartätschen begegnen zu können, während wir einzelnen Reiter, an diesem Tage sogar bloß ihrer zwei, mutig allein vorwärts trabten. Zum Glück berührten wir an diesem Tage wenig Dörfer und hatten den Weg über Meaux, eine ansehnliche Stadt, gewählt. Im Weichbilde derselben standen zwei Wachtposten, deren Anblick uns auf die Vermutung brachte, die Stadt könne von Franzosen besetzt sein, denn vor uns standen zwei Soldaten mit französischen Käppis ähnlichen Mützen; wir hatten aber noch keine Württemberger, die Meaux besetzt hatten, gesehen. Wieder versuchten wir einige Einkäufe zu machen, doch war selbst für Geld und gute Worte vieles nicht zu bekommen. In einem unansehnlichen Dorfe hinter Meaux, Frènes, trieb ich endlich etwas Tabak auf. „Nous n'avons rien de tout,“ war die konstante Antwort.

19.

An diesem Tage, den 18. September, erreichten wir unser letztes Quartier auf dem Marsche nach Paris: Annet. Wir zwei einzelnen Reiter trabten in das Dorf ein, in dem nicht wie bisher Erwachsene und Kinder an die Thüren eilten, um die fremden Soldaten zu sehen. Das Dorf war völlig menschenleer. Thore, Thüren und Fenster waren verschlossen, selbst mit Riegeln, Querhölzern

und Läden verrammt. Später erfuhren wir, daß die Bewohner nach Paris entweder freiwillig, oder auch gezwungen ausgewandert waren. Wir nahmen an, daß es sich hier auch leicht Quartier machen lassen müsse, da kein Widerstand der Bewohner zu erwarten war, der uns unsre Arbeit manchmal sauer genug gemacht hatte. Doch darin hatten wir uns geirrt. Das Öffnen der Häuser, Höfe, Zimmer u. s. w. erforderte die heißeste Kraftanstrengung, denn es fehlte uns dazu an Werkzeugen. Zum Glück fanden wir einen im Dorfe gebliebenen alten Mann, wie es schien, die einzige zurückgebliebene Seele, der uns behilflich sein mußte. Ich hatte Auftrag, auch für den Stab Quartier zu besorgen, und richtete demnach zunächst meine Aufmerksamkeit auf das Schloß im Orte — später wurde es Lazarett —, um dies zugänglich zu machen. Ein großes Thor sperrte den Wirtschaftshof. Während unsre Pferde frei auf dem gepflasterten Wege vor dem Schlosse standen und die sprossenden Grashälmchen abzupften, legten wir mit vereinten Kräften uns an das Thor, um mit unablässigem Drücken, Drängen und Wuchten dasselbe nachgiebig zu machen. Endlich wich es. Mit gezogenem Säbel und den Revolver bereit ging es an die Absuchung des Gehöftes. Thore und Thüren wurden geöffnet, Raum um Raum besichtigt und jede geöffnete Thür sperrangelweit offen gelassen. In den Ställen fanden sich ein zurückgelassenes Pferd und ein Esel. Die armen Tiere mochten schon Hunger gelitten haben. Auch im Schlosse selbst hatte man alle Thüren verschlossen, doch wurde nicht lange gefackelt; denn unsere Pflicht gebot, alle Räume nach ihrer Fähigkeit, Offiziere der verschiedenen Grade oder Mannschaften aufzunehmen, zu

untersuchen. Überall, wohin wir kamen, in den Prunkgemächern, in dem kleinsten Kämmerchen und ganzen Zimmerreihen stand und lag alles so, als wären die Bewohner plötzlich auf und davon gegangen. Ganze Sammlungen, namentlich naturgeschichtlicher Art, fanden wir in der schönsten Ordnung. Da gab es zu sehen, aber auch zu genießen. Man konnte endlich einmal auf weichem Sofa sitzen oder über einen weichen Teppich wandeln, über den Parkettfußboden schlürfen, die künstlerisch ausgestatteten Möbel bewundern und vorübergehend benutzen. Allerdings waren wir dabei in einer Verfassung, wie man nach langem Ritte auf staubigen und schmutzigen Straßen und Wegen vom Pferde steigt, in ledernen Reithosen und mit großen Sporen, die beim Liegen auf dem Fauteuil etwas störten. Am meisten war ich über ein im großen Saale stehendes Klavier erfreut, einen feinen, kostbaren Flügel, auf welchem die des Spiels etwas entwöhnten und durch die Kriegsarbeit etwas steif gewordenen Finger sich wieder einmal versuchten, um dem Ohre die heimischen Weisen ins Gedächtnis zu rufen und dieselben in dem öden Hause mit der von Sehnsucht nach der Heimat bebenden Stimme zu begleiten. O wechselvolle Schicksale des Kriegsmanns!

Andre Quartiermacher vom sächs. Schützenregiment fanden unter günstigeren Umständen, weil von uns vorbereitet, leichter Einlaß in das Schloß als wir. Auch ihnen gefiel es hier, und uns, nun unter mehr Kameraden, um so besser. Bald war der Keller ausfindig gemacht, der wohlgefüllt war und uns seltene Genüsse bot. Der Champagner floß wirklich in Strömen. Auch die Vorratskammer war nicht leer an Speisen gefunden worden.

Wir feierten hier ein Fest der hübschesten Art, und Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften genossen neben- und miteinander. Die Stunden waren verflogen, und es war ein Glück, daß die Batterien an diesem Tage bis gegen Abend warten ließen, ehe sie ankamen, so daß uns auch nach den leiblichen Genüssen gegönnt war, in einer Sofaecke, wenn auch nur kurze Zeit, zu schlafen, um den Nebel im Kopfe etwas zu verscheuchen.

Am nächsten Tage (den 19. September) war unser Marsch über Claye und Villevande nach le Pin bestimmt. Hier lag Reiterei, die uns erst Platz machen mußte und an deren Stelle wir hier Quartier beziehen sollten. Schon hatte ich mir mit meinem Freunde Kopp in einer nahen Villa, wo wieder ein Klavier entdeckt worden war, ein gutes Nachtquartier ausgewählt; schon brodelten die Kessel über den Feuern und es winkte das Mahl: da schmetterte das Trompetensignal zum „Satteln und Packen“ unsre Freude nieder, die Feuer wurden ausgelöscht, und fort gings wieder zum Dorfe hinaus, um in Coubron Quartiere zu beziehen.

Dafür wurde uns aber eine freudige Überraschung zuteil; denn hinter le Pin kam uns ein Wagen entgegen, in welchem König Wilhelm, Bismarck und Moltke saßen. Es war am 19. September, dem Tage, an welchem sich die Einschließung von Paris vollzogen hatte, und wir befanden uns an dem Einschließungsringe, den wir nun monatelang behaupten sollten. In dem Augenblicke, als wir mit großen Augen den siegreichen Wilhelm mit den beiden größten deutschen Männern unsers Jahrhunderts an seiner Seite so dicht an uns vorüberfahren sahen, und als der Schritt fahrende Wagen, da überhaupt

viel Leben auf der Straße war, an mir vorüberkam, da packten mich Freude, Bewunderung und Überraschung. Unvergessen lebt diese Stunde in meiner Erinnerung fort.

Von Coubron wurden wir am andern Morgen, nachdem wir ein hübsches Quartier bereits zurecht gemacht hatten, wieder verdrängt, um über Clichy, Montfermeil nach Chelles zu rücken. Hier war an eine Unterkunft für eine Batterie nicht zu denken, und als dieselbe kam, blieb mir weiter nichts übrig, als ihr einen Biwakplatz auf dem geräumigen Hofe und in dem Garten eines Mühlengrundstücks anzuweisen. Unsrer Batterie war übrigens zugleich der Befehl zugegangen, auf der Montfermeiler Höhe Geschützstände aufzuwerfen, an welche Arbeit unverzüglich geschritten wurde. Der dazu auserwählte Ort war ein schöner Weinberg, prangend in köstlicher Fruchtfülle, auch treffliches Obst, Birnen, Äpfel, Nüsse, Aprikosen reiften hier in reichstem Maße. Unbarmherzig wüteten hier nun Hacke und Schaufel, um unsern Kanonen einen wohlverschanzten und weithintragenden Platz zu bereiten. Es that uns in der Seele weh, unter unsern Streichen die schönen Weinstöcke fallen zu sehen, die aus der Erde gerissen und beiseite geworfen wurden. Und ob viele der süßen Früchte umgebracht werden mußten, so blieb für uns zum Genießen noch mehr als zuviel übrig. Wir beklagten die Besitzer, ernteten aber dabei mit Wohlbehagen, was wir nicht gepflanzt hatten und priesen das Glück, daß es dem deutschen Heere möglich gewesen war, solch herbes Geschick, wie wir es dem feindlichen Lande zufügen mußten, von dem Vaterlande ferngehalten zu haben, ein Geschick, wie es demselben durch den Feind, den wir bekämpften, in hundertfach herberer

Art und unzählige Male im Laufe einer Jahrhunderte zählenden Vergangenheit zugefügt worden war. Was ist eine zerstörte Weinernte gegen die Schmach, die aus den Trümmern des Heidelberger Schlosses zu uns spricht!

Bei unsrer Schanzarbeit hatten wir das Fort von Nogent vor uns. Wir hörten seine und der andern Forts donnernde Sprache, die noch lange, lange zu uns reden sollte, wenn auch oft in leeren Worten; denn wir wurden ihr Schießen gewöhnt und beachteten es zuletzt gar nicht mehr.

Schon am Abend bekam ich den Auftrag, wieder nach Coubron zurückzureiten und der Batterie für den folgenden Tag nun doch die schon inne gehabten Quartiere vorzubereiten.

Coubron wurde vom 22. September bis 11. Oktober und später noch einmal vom 6. Dezember 1870 bis 6. Januar 1871 unser Standquartier.

Von nun an hören die Märsche auf, und dafür beginnt das Leben und Treiben der

Belagerung von Paris!

20.

Das erste gleich am nächsten Tage (den 23. Sept.) war ein Feldgottesdienst, an welchem alle am Orte liegenden Soldaten teilnahmen. Dazu war ein großer Rasenplatz ausgesucht worden. Der Altar war von übereinandergestellten Trommeln und Trompeten, Gewehrpyramiden u. s. w. aufgebaut und mit Blumen und grünem Reisig geschmückt, nur fehlten noch aufgefahrene

Geschütze, wie wir Artilleristen gewünscht hätten. Die Soldaten standen in einem großen, nach der Seite des Geistlichen offen gelassenen Viereck. Wir sangen zunächst aus dem Feldgesangbuche das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr", und nun sprach der Geistliche über den 33. Psalm eindringlich, uns ans Herz legend: Gott zu danken, ihn zu fürchten und ihm zu vertrauen. Während seiner Rede wurde gar gehörig von den Forts geschossen, und lärmend tönten die fernen Schüsse in die Klänge der Lieder und in die Worte des Geistlichen, welcher die Eigentümlichkeit der Umstände, unter denen wir dem höchsten Herrn dienten, in seiner Rede betonte. Auf mich hat dieser Gottesdienst ergreifend gewirkt.

In Coubron hatten wir endlich eine Stätte gefunden, die uns auf Wochen festhielt, während wir seit dem Verlassen der Heimat wie die Zugvögel von Ort zu Ort gezogen waren.

Unsere Kriegsarbeit nahm nun den Charakter der Belagerungsarbeit an. Täglich mußte die halbe Mannschaft der Batterie tüchtig Schanzen bauen und unser Platz war bald so befestigt, daß wir im Stande waren, einem bedeutenden Ausfalle oder Anpralle des Feindes sicher zu widerstehen, und mit jeder Woche wurde der Riegel, den wir einem Ausfalle verschoben, fester und unlösbarer.

Hier blieb uns auch Zeit übrig, des Leibes zu pflegen. Ein Hauptanziehungspunkt waren die Wein- und Obstplantagen. Warteten dieselben doch des Ernters. Wir Belagerer mußten dieses Geschäft übernehmen und konnten dabei Qualität und Quantität der Früchte in gleicher Weise bewundern. Pflaumen und Weinbeeren

wurden eingesotten und schafften uns eine wohlschmeckende Zukost zu unserm Brote. Später bereiteten wir selbst Most, freilich in Ermangelung einer Presse jedenfalls so, wie es Vater Noah bei seinen ersten Weinbereitungsversuchen gemacht haben mag, indem wir in einem Gefäße mit einer dazu geschnitzten Holzstampfe die Trauben zerdrückten und den Saft auf Flaschen füllten. Wie mancher schöne Tropfen ist bei solcher Methode der Kelterung unausgepreßt geblieben!

In freudige Aufregung wurden die Mannschaften der Batterie durch einen Fund versetzt, den in dieser Zeit einige Kanoniere beim Durchsuchen des nahen Laubholzes gethan hatten. Sie waren auf einen Teich gestoßen und hatten denselben mit Karpfen und Aalen besetzt gefunden. Es wurden gegen 40 Karpfen und viele Aale dem Teiche entnommen, doch waren wir zu wenig im Zubereiten der Fischgerichte bewandert, auch fehlten uns die nötigen Gewürze. Die gesottenen Karpfen schmeckten ja ganz vortrefflich, weniger jedoch die fetten Aale. Als dann später auf mein Verlangen Gewürz und Rezepte aus der Heimat ankamen, war es wenigstens in Bezug auf Fischgerichte zu spät; denn es dauerte nicht zu lange, so war der geringe Vorrat aufgezehrt.

Die nächste Umgebung bot herrliche Naturschönheiten. Man suchte immer heimischer zu werden und, wenn es der Dienst möglich machte, auch einmal etwas weiter, als es in der Regel erlaubt war, fortzugehen. In Vanjours stand ein Aussichtsturm, der bald mein Ziel war und von dem ich mir eine gute Orientierung versprach. Namentlich sehnte man sich, das Seinebabel endlich zu sehen,

doch versperrte an unsrer Seite die hochgelegene Fortskette jeden Blick auf die Stadt, außerdem waren wir immer noch gegen 2 Stunden von ihr entfernt. Aber reizend lag das schöne Thal von le Vert Galant und Vanjours bis Livry vor uns und bot einen lieblichen Anblick. Überhaupt ist die Umgegend von Paris eine ausnehmend freundliche. Was wir gesehen haben, das ist durch die schöne Abwechslung von Berg und Thal, durch den reichen Anbau und die Üppigkeit der Gärten, durch das viele und schöne Laubholz und durch die Fülle blühender Ortschaften mit freundlichen Anlagen, Parks und Villen bei uns im besten Andenken.

Die oft stattfindenden Ordonnanzritte, die ich zu unternehmen hatte, gaben mir Gelegenheit, die Gegend zu studieren und Vanjours, le Vert Galant, Livry, Clichy, als die Sitze der verschiedenen Militärstäbe, des Zahlamts, der Feldpost oder andrer mit uns in Verbindung stehender Batterien, zu besuchen. Ich wurde dadurch mit allen, selbst den kleinsten Richtwegen bekannt und überhaupt der Gegend und ihrer Eigentümlichkeiten und Merkwürdigkeiten überaus kundig. Bei einem solchen Ritte (25. Oktober) sah ich zum ersten Male den großen Luftball, den die eingesperrten Pariser zur Umschau aufsteigen ließen, in mäßiger Höhe über der Stadt schweben. Die Sonne war eben untergegangen, konnte also nicht blenden, und doch herrschte, soweit das Auge sah, noch volle Helle, der Himmel glänzte in dunkler Röte, und auf dieser hob sich der Ball, den die gesunkene Sonne noch eine Weile scharf beleuchtete, prächtig vom Himmel ab. Die in der Gondel Befindlichen werden sich schon damals haben überzeugen können, wie

ein Durchbruch des eisernen Ringes um Paris unmöglich sei.

Der Umstand, daß wir nun feste Quartiere hatten, beförderte auch den Verkehr mit der Heimat und machte ihn — Dank dem Institute der deutschen Feldpost — zu einem sehr regen. Wie viel Gutes hat dies bewirkt, wieviel Herzenswunden gelindert, wieviel sittliche Verirrungen selbst verhütet, wieviel Mangel gedeckt! Da sah man der Mutter milde Hand, des Vaters Fürsorge, der Geschwister und der Freunde Liebesgaben. Man hatte nun auch Zeit und Muße, das Empfangene mit Verstand zu genießen; nun schmeckte doch wieder eine ordentliche Cigarre oder eine Pfeife Tabak, so daß die Nußblätter, welche für einige Zeit hatten aushelfen müssen, wieder in Ruhe gelassen werden konnten. Namentlich aber freute ich mich auf die regelmäßig von meinem Vater eingehenden Nachrichten und Zeitungen aus der Heimat.

„Ich schicke etwas Tabak und Cigarren", heißt es in einem Briefe Ende September, „etwas ganz besonders Gutes; das muß schmecken. Du findest auch wieder ein Zeitungsblatt, ganz frische Ware. Gestern ging die Nachricht hier ein, daß in Paris Kanonendonner vernommen werde. Die Pariser fressen sich wohl selber auf? Nimm Dich vorm Obst in acht; Krieg und Krankheit stehen auf einem Blatte. Aber ‚der deutsche Mann mag keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern', dies Dichterwort ist eine große Wahrheit. Ich habe für Deine Rückkehr ein Fäßchen Rotwein vom Rhein her bestellt, und

Onkel Max will einen ganz kolossalen Bessarowitz (heitres Kartenspiel) veranstalten, wenn Du wiederkommst; also Grund genug, um den französischen Kugeln aus dem Wege zu gehen. Den Gedanken Deiner Wiederkehr kann ich mir nicht lieblich genug ausmalen.

Ich gehe nicht gern Stunden, geschweige denn Tage vom Hause fort, denn man kann jetzt Großes verpassen. Die Nachricht von der Kapitulation von Straßburg erregte große Freude, es wurde wieder in der Stadt geflaggt. Abermals sind eine Menge Gefangene in Dresden eingetroffen, und Verwundete kommen noch immer an. Hier wimmelt es von Wohlthätigkeitsvereinen, von Konzerten und Veranstaltungen zur Linderung der Kriegsnot. Die Nachrichten aus der Umgegend von Paris lauten traurig; alles verwüstet!"

(Anfang Oktober.) „Es ist jetzt etwas still geworden; das erste Mal seit Beginn des Kriegs sind mehrere Tage hintereinander Telegramme, die die Behörde mitteilt, nicht erschienen. Dieselben sind numeriert. Sowie man in der Stadt zur ersten Anschlagsäule gelangt, so blickt man nach der Nummer des angeschlagenen Telegramms. Ich habe stets die letzte Nummer — jetzt 56 — in Gedanken. Was wird werden? Die Zeitungen aller Länder und Völker stimmen darin überein, daß die Franzosen nichts ausrichten können. Wenn nur unser Moltke bis zu Ende des Krieges gesund bleibt! Wahrscheinlich sind die diplomatischen Federn jetzt stark beschäftigt, um einen Frieden zu stande zu bringen.

Du erhältst nächstens eine Sendung von mehreren

Pfunden; es ist jetzt bis 4 Pfund erlaubt. Sage, wieviel Du Geld gesendet haben willst. Am Sonntag (9. Oktober) war ein Feldpostbrief mit einem Hemd für Dich fertig. Deine Schwester brannte darauf, denselben fortzutragen. Ich ließ sie gern gehen; denn ich hätte mich gescheut, das Paket als Brief, welcher nur 15 Lot haben darf, auszugeben. M. kommt an den Schalter: „Ein Feldpostbrief." „Das ist ein Paket, aber kein Brief." „Es ist nur eine Wenigkeit über 15 Lot." „Thut nichts." Ich hatte den Brief im fertigen Zustande gewogen, er wog 16 Lot. Der Postmann legt ihn auf die Wage: „Trotzdem, es ist gegen die Ordnung, ich darf nicht." M. sieht betrübt darein. Den Postmann rührt es, er dreht und wendet das Paket hin und her, legt es endlich beiseite und spricht: „Es ist gut", und M. geht vergnügt von dannen. Wir hätten uns sonst genötigt gesehen, das Hemd zu trennen und Dir die Zusammenfügung zu überlassen. Die Zeitungen erzählten neulich, daß eine Berlinerin ihrem Soldaten ein Paar Unterhosen in zwei einzelnen Beinen geschickt hatte. Wohl bekomm Dir's Hemd."

In reichem Maße wurde für uns da draußen im Felde gesorgt, wenn auch die Verteilung nicht gar so gleichmäßig ausgefallen sein mag. Für mich sorgten in erster Linie meine Angehörigen. Es sei nur die eine Sendung erwähnt, bei welcher zu gleicher Zeit ein Verzeichnis der an mich abgegangenen Pakete, Paketchen und Briefe enthalten war, das folgendermaßen lautete:

„Dresden, 19. Oktober 1870. Lieber B. Nur ein paar Worte. Wir sind wohl. Du erhältst in dieser

Kiste: 1½ Pfund geräuchertes Fleisch, 1 Glas Butter, 1 Paar Strümpfe, 1 Stück Seife, Schokolade, ½ Pfund Schweizerkäse, Cigarren. Du schriebst, was Du bisher erhalten hast, demnach ist noch unterwegs gewesen:

26. Sept.	hier	aufgegeben:	Brief mit Zeitung u. Verlustlisten.
28.	"	"	"	Strümpfe, Dorfzeitung u. Cigarren.
1. Okt.	"	"		Dorfzeitung u. 1 Zettelchen.
3.	"	"	"	Brief, Tabak, Cigarren, Müffchen.
5.	"	"	"	Brief und Zeitungen.
8.	"	"	"	Brief und Dorfzeitung.
9.	"	"	"	Hemd.
10.	"	"	"	Tabak.
12.	"	"	"	2 Briefe, Kochrezepte, Dorfzeitung.
13.	"	"	"	Kochingredienzien.
13.	"	"	"	Strümpfe, Lichte, Zucker, Stopfgarn und Nadel.
14.	"	"	"	Dorfzeitung, Schokolade, Dresdner Anzeiger.
18.	"	"	"	Brief, Dresdner Journal.
18.	"	"	"	Dorfzeitung und 1 Tafel Schokolade.
19.	"	"	"	Dieses Paket.

Mutter sagt, Du sollst Dir's wohl bekommen lassen. Gott sei mit Dir!

Dein

Vater."

21.

Wie schon bemerkt, wurde es in den Kriegsberichten jetzt etwas ruhiger. Die Weltgeschichte ging dennoch mit raschen Schritten vorwärts; in der Heimat war man aber gar sehr verwöhnt. War man ja gewöhnt, täglich neue Depeschen und Nachrichten zu lesen, und wenn sie ausblieben, wurde das sofort unangenehm bemerkt. Friedensverhandlungen waren es leider nicht, die die politischen Federn bewegten, es war vielmehr die unheimliche Stille, die einer Reihe großer Ereignisse vorauszugehen pflegt. In Paris selbst fing man an sich Klarheit zu verschaffen, wie und wo der Versuch, den Einschließungsring zu durchbrechen, gemacht werden könnte.

Ein Labsal waren mir in dieser Zeit die von meinem Vater gesendeten Zeitungen, in denen damals schon einige Abdrucke aus meinen reichlich gesendeten Briefen erschienen. „Schon jetzt machen Deine uns gemachten Mitteilungen über 100 Quartseiten aus; ich sammle sie“, schreibt mein Vater, „in einem Bande, um sie für Freunde und Bekannte zugänglich zu machen. Diese Fülle von Erlebnissen! Habe Dank, Du fleißiger Briefschreiber“. Dieser Band „Feldpostbriefe“ ist im ganzen 500 Quartseiten stark geworden und spielt noch heute in der Familie seine Rolle. Stets aber überbot mich mein Vater, der fast täglich eine Stunde für mich hatte, um mit mir zu korrespondieren. Diese herrlichen Briefe, die noch heute für mich ein Heiligtum sind, ergötzten mich und andre.

So z. B. der folgende vom 20. Oktober 1870.

„Mein lieber Sohn! Es ist Donnerstag nachmittag, und ich sitze noch auf meinem Arbeitszimmer, um ein Weilchen mit Dir zu plaudern. Alles läßt Dich grüßen. Hast Du den Abdruck aus Deinen Briefen in den Zeitungen gefunden? Die Gefangenen sind nun zu einem großen Teil aus den Kasernen in ihr Barackenlager bei Übigau übergegangen. Neulich erkundigte ich mich beim Kaserneninspektor nach den Turkos und hörte folgendes Urteil: gutmütig, schmeichlerisch, verträglich, man könne ihnen nicht gram sein, mit den Kindern gut, aber säuisch — unreinlich ist zu wenig gesagt —, faul und dem Weibe nachstellend.

O Krieg! Wie manche edle Seele wirst du verderben! Und doch, der edle Jüngling bleibt rein und gut, ob auch die demoralisierenden Eindrücke nicht so schnell verwischt sein werden: Tötungen, Gewaltthaten, Unreinheiten, Diebstähle, Verwüstungen u. s. w. Der Kern des Menschen muß gut sein! Du nennst Dich selbst unsern kerngesunden Jungen; ich halte Dich auch für kerngesund, der in keine Schandthat willigen kann. Denke an meinen Vater, Deinen Großvater, der hat die Napoleonischen Kriege mitgemacht; ich kann aber wohl sagen: aus dessen Munde ist kein Fluch gekommen. Der Krieg macht Euch Jünglinge schnell zu Männern; er kräftigt Euch leiblich, und er kräftigt Euch sittlich, wer im Kern gut ist. Wer dies nicht ist, für den ist der Krieg entsittlichend. Nicht das ist die größte Kraft: Schanzen erobern, Festungen ersteigen, Feinde um sich niederstrecken können, sondern das ist die größte Kraft: der Versuchung zum Unrechten widerstehen können.

‚Sich selbst bezwingen,‘ sagt ein alter Weiser, ‚ist mehr als Städte erobern.‘

Was wird aus den Franzosen und aus Frankreich werden? Man erzählt sich hier von Verhandlungen, die Bazaine in Metz einleitet. Möchten dieselben glücken! Wenn Metz fällt, so würde dies unendlichen Eindruck machen! Das Vertrauen auf die Führung der deutschen Heere ist hier ungeschmälert, man ist überzeugt, daß das möglichste geschieht; doch ist die noch immer mangelhafte Verpflegung der Belagerer bedauerlich, und es mag mit himmelhohen Schwierigkeiten verbunden sein, ein Heer wie das Eure zu versorgen. Es sollten noch einmal soviel Eisenbahnen frei sein als jetzt. Haltet nur wacker aus! Die Bewunderung der ganzen Welt und die Dankbarkeit Deutschlands ist Euer unsterblich Teil. Das weiß jetzt jeder englische Gassenjunge, jeder Negerbube, jedes chinesische Bettelmädel, das wissen die Rothäute Amerikas: der deutsche Krieger ist der erste der Welt! Ach, ich bin selig vergnügt darüber, daß mein Wort, das ich meinen Schülern schon vor 20 Jahren sagte (und wiederum sind 22 Jahre ins Land gegangen! D. Verf.), zur Wahrheit geworden ist: Das einige Deutschland ist jetzt der Schrecken der Welt, es wird aber der Segen und das Vorbild der Welt werden! Das Germanentum — das ist längst meine Überzeugung — ist zur Führung der Welt bestimmt. Seit Luthers That ist den Germanen diese Mission gegeben. Ich habe so ungefähr wohl schon einmal zu Dir gesprochen. Ich kann es aber nicht lassen, dies immer wieder zu sagen. Diese Wahrheiten sind ein Stück meines eigenen Selbst.

Soeben stimmen die Realschüler in der Turnhalle die „Wacht am Rhein“ an. Da kommt auch Konrad gesprungen: „Ein Brief vom Bernhard ist da!“ Ich eile zur Mutter.

Erquicke Dich an der beigelegten Dorfzeitung. Gott schütze Dich!

Dein

Vater.“

22.

Coubron wurde am 11. Oktober auf reichlich 8 Tage mit Savigny ferme, einem etwas vorgeschobenen Posten, vertauscht. Ich war wiederum zum Quartiermachen vorausgeschickt worden und ritt tags zuvor, etwa gegen Mittag, über Clichy und Livry, um der Anweisung zufolge über Sevran und Aulnay nach Savigny zu kommen. Von Livry aus benutzte ich jedoch einen kürzeren Weg, den die Ordonnanzen zu reiten pflegten und der mir durch den Wald gezeigt und beschrieben worden war. Von diesem war ich abgekommen. Einige sächsische Pioniere, denen ich begegnete, machten mich auf den Irrtum aufmerksam und wiesen mich zurecht. Ich mußte auf einem großen Umwege, der mich in völlig unbekannte Partien der Gegend führte, wieder zurechtzukommen suchen und mit meinem Pferde auf dem engen Waldwege sehr vorsichtig sein. Plötzlich stand ich vor einem Kanale, der mir den Weg sperrte; derselbe war zwar wasserlos, hatte aber so steil abfallende künstliche Ufer, daß es unmöglich war, mit dem Pferde hinüber

zu gelangen. Am Kanale hinreitend, erreichte ich bald eine von deutschen Pionieren gebaute Brücke und befand mich nun ganz in der Nähe einer Feldwache, also an der Grenze des von den deutschen Truppen besetzten Gebiets. Ein Wegweiser wies mich eine Waldschneise entlang, und bald fand ich die Feldwache, deren Mannschaft in einer aus französischen Zelten, Brettern und Reisig zusammengebauten Bude mit der Überschrift „Zum grünen Jäger“ hauste. Ein paar hundert Schritte davon standen unsre Vorposten, und ich war nicht wenig erstaunt, dem feindlichen Gebiete so nahe zu sein. Im „grünen Jäger“ erhielt ich nicht bloß genaue Auskunft über den Weg, der einzuschlagen war, sondern ich hatte auch die Freude, diese Auskunft von einem Schulfreunde zu erhalten, der hier mit auf Wache war. Auf dem Weiterwege hatte ich Gelegenheit, die gewaltigen Wurfgeschosse, die die Franzosen fast unausgesetzt auf das von den Deutschen besetzte Gebiet schleuderten — nach ihrer Form und Größe von uns „Zuckerhüte“ genannt —, fliegen, rauschen und in der Nähe einschlagen zu hören. Es ist ein ganz eigentümliches Geräusch, mit dem sie so durch die Luft dahin fahren! — Fast unausgesetzt befand ich mich hier im Walde, also gedeckt und unbemerkt von dem in großer Entfernung arbeitenden Feinde, und ich erreichte, nochmals von einem die Vorposten abreitenden Offiziere zurecht gewiesen, verhältnismäßig schnell das Dorf Aulnay, in dessen unmittelbarer Nähe Savigny ferme liegt. Hier lag eine preußische Gardebatterie, welche hier längere Zeit Quartier gehabt hatte und nun von uns abgelöst werden sollte. Hier wurde mir auch Gelegenheit, das freundliche und hübsche Verhältnis kennen zu lernen, welches zwischen

Vorgesetzten und Mannschaften der preußischen Batterie herrschte. Ich kehrte noch an demselben Tage, nachdem ich die ganze Ferme für meine Batterie belegt hatte, wieder zurück nach Coubron, das ich vor Sonnenuntergang, diesmal über Sevran auf geraderem Wege, erreichte. Ich kam gerade dazu, als die Feldpost ihre Gaben darbot, und nahm mit Freuden ein Paket mit Cigarren in Empfang, das der Vater sandte. Auch ein aus Dresden zugereister Marketender bot seine Herrlichkeiten dar. Da fand sich manches lange Entbehrte, und man opferte gern etwas von den tiefgesteckten Spar- und Mutterpfennigen für die allerdings verhältnismäßig überaus teuern Genüsse. Wie ein schäumendes Glas Bier geradezu kostbar schmeckt, davon hat nur der einen Begriff, der monatelang diesen Genuß entbehren mußte. Gern zahlten wir dafür den horrenden Preis, den der Marketender verlangte. Am Abend erholte ich mich von meinem Ritte im Kreise meiner Leute, die mir frischen, selbstbereiteten Most vorsetzten. Zum Lohne dafür las ich ihnen aus den frisch gesendeten Zeitungen und Briefen aus der Heimat vor.

Am andern Tage ritt ich schon am frühen Morgen einige Stunden vor Aufbruch der Batterie selbst dieser voraus, um sie in Savigny zu erwarten. Einen großen Getreidefeim, welcher auf freiem Felde vor der Ferme stand, benutzte ich als Auslug, um die neue Gegend übersehen und die Batterie zeitig genug anrücken sehen zu können. Die Franzosen ließen indessen von den Forts unablässig ihre Zuckerhüte herüberrauschen.

Wir standen hier dem Feinde viel näher, und nach Ankunft der Batterie war es das erste, daß unser Batteriechef eiligst Schanzen bauen ließ, eine Arbeit, die wahr-

scheinlich die preußische Batterie ganz gern ihren Nachfolgern überlassen haben wird. Wie oft wurden wir hier alarmiert! Und da unsre Schanze in einiger Entfernung von unsern Quartieren sich befand, so mußte allemal bei dem Ertönen des Alarmsignals jeder in höchster Schnelligkeit das Nötige thun, um Pferde und Geschütze in die Schanze überzuführen und hier schußbereit zu stehen. Mehrere Male kam es vor, daß wir von dem Schanzenbau zur Waffe gerufen wurden. Da mußten wir im vollen Laufe erst nach Savigny zurückkehren, um dort in höchster Eile die Pferde zu satteln und dann mit den Geschützen in die Schanze zu rücken.

Fast täglich hatten wir Gelegenheit, Luftballons aus Paris über uns wegfliegen zu sehen, die nach unsrer Vermutung nur Briefe enthielten, obwohl es uns zuweilen schien, als befänden sich auch Leute darin. Neu und interessant aber war ganz besonders in Savigny die Aussicht auf einige Pariser Forts. Am nächsten und schärfsten stellte sich uns das Fort Rosny dar. Wir brauchten uns nicht mehr bloß mit dem Schießenhören zu begnügen, sondern konnten es nun auch sehen. Besonders abends bot das Schießen von den Forts ein prächtiges Schauspiel. Plötzlich erhellte ein scharfer Blitz die Gegend und der Entfernung entsprechend folgte erst in ziemlich langer Zeit darauf ein tiefer, dumpfer, lang dröhnender Donner. Blieb das Rauschen aus, so konnte man sicher sein, daß der Schuß nicht in der Richtung nach uns zu abgefeuert worden war. Hörte man hingegen das Zischen und Rascheln des Zuckerhuts. bei seiner bohrenden Bewegung durch die Luft, so horchte man auch darauf, ob und wo er platzte (krepierte). Sehr viel Unterhaltung bot es uns

auch, wenn das Fort Rosny seinen kräftigen Leuchtspiegel handhabte, so daß der von dem Lichte überstrahlte Landstreifen so hell erleuchtet vor uns lag, daß man auf große Entfernungen jede Einzelheit im Lande (Felde) ziemlich deutlich sehen konnte. Wurden bei dieser Gelegenheit Truppen oder Soldaten u. s. w., die in Bewegung waren, angeleuchtet, so mußten sie sich ruhig verhalten und unter Umständen hinwerfen, um von dem Feinde nicht gesehen zu werden. Auch zahlreiche Leuchtkugeln wurden von den Forts emporgeworfen und verbreiteten weithin Helligkeit. Wir mußten den Franzosen das Zeugnis geben, daß sie nicht bloß, was die Beschäftigung, sondern namentlich auch was die Unterhaltung betraf, hier recht wohl für uns gesorgt haben.

Schon nach achttägigem Aufenthalt kam ein erneuter Wechsel, und wir bezogen 4 volle Wochen lang Quartier in Aulnay, einem noch etwas weiter vorgeschobenen Posten. Wieder begann das Schanzenbauen; nicht weniger als 3 verschiedene Geschützstände wurden von uns gefertigt. Am nächsten lag uns le Bourget, dann nach links (von unserm Standpunkte aus) Drancy, dann Bondy. Vor diesen beiden Dörfern befanden sich die französischen, später deutschen Feldwachen Groslay und Nonneville, welche immer bedeutende Streitobjekte zwischen Deutschen und Franzosen bildeten. Über Bondy hinweg machte uns hier schon der Mont Avron zu schaffen, von dem aus die französischen Zuckerhüte bis zu uns herüber flogen. Wenn man bedenkt, wie vom Avron sogar bis Livry geschossen wurde, das etwa 12 km von der Pariser Stadtmauer bei Vilette entfernt ist, so kann man sich eine Vorstellung machen (mit der Karte in der Hand geht es ja

noch besser), welch großes Gebiet die Pariser Forts, speziell hier der vorgeschobene Avron, beherrschten. An drohenden Bewegungen der Franzosen nach unsrer Position zu hat es nicht gefehlt, aber zum bittern Ernste ist es nicht gekommen. Bei uns herrschte aber auch die äußerste Wachsamkeit, und dies werden die Franzosen, die mit Hilfe ihrer guten Gläser, der Luftballons 2c. die in Waffen starrende Umgebung ihrer Hauptstadt und alles, was auf deutscher Seite geschah, wahrnehmen und beobachten konnten, wohl gewußt haben.

Die vielen Kartoffelfelder der Ebene bei Draincy boten auch den Parisern selbst, also unsern uniformlosen Gegnern, Gelegenheit, Kartoffeln, die schon längst der Ernte warteten, auszumachen. Wir thaten das Gleiche, um unsern eigenen Bedarf zu decken, und unsre Infanterie that es, weil die Mannschaften geradezu zum Kartoffelausmachen kommandiert worden waren. Die gewonnene Frucht wurde gerade hier bei Aulnay in mächtigen Haufen aufgeschüttet und mit Stroh bedeckt. Wer weise ist, der sorgt beizeiten für den Wintervorrat!

Die Getreideernte hatten die Franzosen noch selbst besorgt, und die von ihnen in unserm Bereiche errichteten Feimen kamen uns sehr zu statten. Besonders wichtig für uns wurde ein Weizenfeimen, welcher vor Aulnay, und zwar dicht hinter unserm Geschützstande (Schanze), sich befand. Täglich standen zwei Geschütze mit Bedienung in der Schanze, um jeden Augenblick Feuer geben zu können. Etwa 30 bis 40 Schritte hinter den Geschützen hatte der betreffende Munitionswagen gleich neben jenem Feimen seinen Platz. Von diesem hatten die wachthabenden Kanoniere eine Garbe nach der andern ausgezogen, bis sie

einen Raum gewonnen hatten, der in jedem Falle weich, bei Regenwetter trocken und bei Sonnenwärme schattig war. Dort habe ich, wenn ich die Wache hatte, auf dem Bauche liegend, manchen Brief geschrieben und mir die langweilige Vorpostenwache damit trefflich gekürzt.

Am 24. Oktober war es, als ein schönes Nordlicht den ganzen Himmel einen großen Teil der Nacht hindurch erhellte. Es leuchtete unzähligen wachen Soldatenaugen zur Freude und Bewunderung während des einförmigen Feldwachtdienstes.

23.

Zu allen Tages- und Nachtzeiten wurde die Batterie alarmiert. Schlimme Tage waren die letzten Tage des Oktober. Fortwährend drohten Ausfälle der Franzosen. Am 28. Oktober mußten die Pferde immer gesattelt und geschirrt vom frühen Morgen an bereit stehen, und als gegen Mittag die neben uns nach Le blanc Menil zu stehende preußische Gardebatterie ein lebhaftes Feuer begann, rückten auch wir in unsre Schanze ein. Bei le Bourget hatten die Franzosen eine Batterie von 4 Geschützen und eine Mitrailleuse aufgefahren, gegen welche unsre preußischen Kameraden kanonierten, ohne daß wir uns beteiligen konnten. Der Tag verging in aufregender Alarmbereitschaft; in der Nacht wurde sogar, als das Infanteriefeuer um le Bourget allzu lebhaft wurde, einmal in die Schanze gerückt, um jedoch nach einiger Zeit wieder in die Quartiere zurückzukehren. In derselben

Weise verging der 29. Oktober, an dem uns schon in erster Frühe Gewehrgeknatter und Geschützfeuer an unsern Platz riefen. Wir hatten den Befehl, nur in dem Falle einzugreifen, wenn der Feind aus le Bourget nach unsrer Seite hervorbrechen sollte; dies sollten wir verhindern. Gleichsam um ihn zu warnen, dies zu thun, warfen wir zwei wohlgezielte und der uns genau bekannten Entfernung wegen sicher treffende Granaten hinüber, um ihm die Lust, aus dem Dorfe nach uns zu hervorzubrechen, auszutreiben. Letzteres unterblieb jedoch. Die preußische Garde hat bei der Wegnahme von le Bourget, die dann andern Tages am 30. Oktober erfolgte, wie bekannt, schwere Verluste erlitten. Wir standen während des ganzen Gefechts in Position und hatten Gelegenheit, den Kampf von Anfang bis Ende zu beobachten. Schon am Nachmittage war den Deutschen der Besitz von le Bourget gesichert, und die Franzosen waren zurückgedrängt, ohne daß wir mit unsrer Waffe auf den Verlauf des Gefechts hätten einwirken können. Durch unser Feuer hätten wir dem Freunde wie dem Feinde nur schaden müssen. Wir hatten übrigens ohne Bespannung in unsrer Verschanzung gestanden, wo wir bis zum Dunkelwerden in scharfer Beobachtung von le Bourget in derselben bleiben mußten. Dann erst konnten wir in die Quartiere rücken.

Mitten in diesen drei aufregenden Tagen, welche die Wegnahme von le Bourget zur Folge hatten, gab es auch freudige Erregung. Feierte ich doch unter den merkwürdigsten Verhältnissen am 29. Oktober meinen 21. Geburtstag. Freund Kopp hatte es nicht vergessen und beglückwünschte mich feierlichst, als wir in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober durchnäßt und durchfroren aus der

Schanze endlich ins Quartier rücken konnten und, obwohl hundemüde, doch noch bei einem Glase Grog eine Weile bei einander sitzen geblieben waren. Die Gläser klangen zwar nicht, sondern klirrten bei ihrer Form und Beschaffenheit aneinander, aber in unserm Herzen klang es um so mehr. Und als zufälligerweise am Geburtstage selbst einige Liebesgaben verteilt wurden und auf meinen Teil 30 Stück Cigarren und ein Paar wollene Strümpfe kamen, da glaubte man doch, nicht sogenannte „Liebesgabencigarren", sondern Qualitätsgeburtstagscigarren bekommen zu haben, und wer weiß, dachte ich, als ich in jeder Hand einen Strumpf triumphierend davontrug, welche Wünsche beim Stricken der Strümpfe durch eine unbedingt schöne Hand mit hineingestrickt worden sein mögen. Besonders ausgezeichnet wurde aber meiner Ansicht nach der Geburtstag dadurch, daß wir an diesem Tage erfuhren: „Metz hat kapituliert." Wir hofften sicher, dieses Ereignis werde die Lust der Franzosen, ihre Hauptstadt noch länger zu verteidigen, herabstimmen und es werde auch vor Paris nun zu einer schleunigen Kapitulation kommen. Der Leser weiß, wie wenig dies mit der Wirklichkeit stimmte. Immer näher kam der Winter, und dennoch fand die Belagerung nicht ihr Ende.

Die Witterung wurde oft schon recht rauh. Nicht alle Quartiere waren wintermäßig eingerichtet, und noch manche Scheune, in der die Heizung unmöglich war, war von Soldaten belegt oder in der allernotdürftigsten Weise zu Ställen umgewandelt. Es mußte nun an bessere Verquartierung gedacht und vor allen Dingen Ställe eingerichtet werden. Auf welche originellen Einfälle kamen da die Mannschaften, um sich und den Pferden Be-

quemlichkeit zu schaffen! Mein Fahrerzug hatte sich eine Häckselkammer, wie wir sie nannten, ganz vorzüglich wohnlich gemacht, indem deren Füllung beseitigt und der gewonnene Raum gründlich gereinigt worden war. Eine große Öffnung nach dem Freien wurde mit einem entsprechend großen Glasfenster, das die Gewächshäuser des nahen Gutsgartens liefern mußten, verschlossen und förmlich in Häcksel und Stroh eingegraben und damit verstopft. Dadurch war ein ziemlich wohnlicher Raum entstanden, namentlich da einige Möbel irgend woher geschleppt oder durch die Geschicklichkeit einzelner schnell hergestellt wurden. Da wurde gesungen, geplaudert und gelesen, und namentlich machte es mir Spaß, meinen von zu Hause erhaltenen Lesestoff hier im Auszuge mitzuteilen. Die mir gesendete „Dorfzeitung" kam hier zur Geltung; denn sie brachte Hauptbegebenheiten einer Woche in leichter und absichtlicher Weise ohne politische Subtilitäten und Parteigezänk zur Darstellung. Auf diese Weise war die unscheinbare Häckselkammer zu einem Mittelpunkt für viele geworden, und auch aus andern Quartieren gab es Zuspruch, besonders, wenn eine neue Zeitung eingegangen war. Da ging es oft genug bei uns gar launig und lebendig her. Und wie oft saß ich noch spät abends, nachdem alles um mich herum schon in tiefem Schlafe lag und schnarchte, an meinem Tagebuche oder Briefe schreibend. Oft war es auch gut, wenn ich in später Stunde noch wachte. Ich habe manchmal, wenn die Flintenschüsse der Vorposten gar zu häufig hörbar wurden und schließlich in ein langes Geknatter übergingen, sodaß in jedem Augenblicke das Alarmsignal erwartet werden konnte, die Leute gerufen, damit sie das Nötigste für das

Ausrücken vorbereiteten. Denn in dieser Zeit ertönten oft mehrere Male in einer Nacht die Alarmsignale, die uns zu den Geschützen riefen, die vor dem Dorfe aufgestellt waren. Wir waren daher froh, als der Befehl kam, daß die Artillerie bei dem ersten Infanteriesignale nur zu satteln und zu packen, also sich zum Ausrücken völlig fertig zu machen, aber erst beim zweiten Signale in Eile an die Geschütze auf dem Parkplatze abzurücken habe.

Ein wie glücklicher Umstand die Einrichtung unsrer Kammer war, das sah ich, als ich „quartierkrank" und deshalb vom täglichen Dienst, namentlich dem Ausreiten und dem Ordonnanzdienst befreit worden und „das Zimmer" hüten mußte. Bei dem oft herbstlichen, unfreundlichen Wetter that der geschützte, abgeschlossene Raum doppelt wohl. Mein Unwohlsein rührte von einer Nachtwache her, die mir mein Hauptmann, einer Unregelmäßigkeit wegen, die mir passiert war, zur Strafe zudiktiert hatte. Nachtwachen gehörten sonst gar nicht zu meinem Dienst. Ich hatte dabei die ganze Nacht auf dem Parkplatze zuzubringen und für Aufstellung und Ablösung der Wachtposten zu sorgen. Nur ein leicht von Strauchwerk zusammengefügtes und nur Platz für einen einzigen Mann bietendes Hüttchen war hier vorhanden, um sich auf kurze Frist hinzulegen. Gerade war es kalt und unfreundlich die Nacht, sonst hätte man sich recht gut damit unterhalten können, das Schießen von den Forts und das zeitweilige Aufblitzen am nächtlichen Himmel über Paris zu beobachten. So aber war ich am andern Morgen ganz steif in den Beinen geworden. Die Ursache dieser Strafwache war diese: Ich hatte einen Tag um den andern Ordonnanzdienst bei unsern auf Vorposten stehenden

Geschützen, d. h. ich hatte im ernsten Falle mich schleunigst auf mein bereitstehendes Pferd zu werfen, ins Dorf zu jagen und die Batterie zu alarmieren. Mein Aufenthaltsort war dabei der früher erwähnte Strohfeimen, in den ich kroch, wenn ich mein Pferd abkandart und an einen Kampierpfahl gebunden hatte. Zum Zeitvertreib setzte ich mich manchmal auf meine „Sechse", um mich mit ihr zu unterhalten oder ihr einiges beizubringen. Eines Tags äußerte einer der zum Wachtdienste beigegebenen Kanoniere den Wunsch, auch einmal mein Pferd besteigen zu dürfen, und da ich erwog, daß jeder Artillerist, auch wenn er im Dienste nicht beritten ist, doch dienstlich reiten gelernt hat, so nahm ich keinen Anstand, dies zu gestatten; auch darin erblickte ich kein Hindernis, daß mein Pferd nur die Trense aufgelegt hatte. Anfangs ritt der Kanonier in einem kleinen Kreise um mich herum im Schritt, bald versuchte er einen leichten Trab, nahm den Kreis größer, trabte plötzlich schneller und schneller und raste endlich zu meinem Schrecken, trotzdem ich ihm längst die zu gebenden Zügelhülfen zugeschrien hatte, über die Felder und schnurstracks nach dem Dorfe zu, bei welchem er ohne Helm, der weit hinter ihm in einem Kartoffelfelde lag, mit fliegenden Haaren angesaust kam, als gerade der Hauptmann auf dem Wege zum Rekognoscieren aus dem Dorfe kam. Derselbe hatte mein Pferd sofort erkannt und sah den Zusammenhang der Sache, noch ehe ich, der ich spornstreichs über die Felder meiner „Sechse" nachgeeilt war, bei demselben anlangte. Der Kanonier hatte übrigens Geistesgegenwart genug gehabt, schließlich vom Pferde zu springen und dabei den Zügel festzuhalten, so daß das Tier zum Stehen gebracht und ein weiterer Unfall abge-

wendet wurde. Ich bekam selbstverständlich meine gehörige Nase und zur Strafe die erwähnte Wache.

24.

Ich hatte nach Hause geschrieben, daß etwas in der Luft liege und bald etwas Entscheidendes vorgehen müsse. Vielleicht ist es damals auch die Ungeduld gewesen, die uns schon bisweilen beschlich. Mein Vater schreibt daher Ende Oktober: (Das Datum einzelner Briefe ist oft wichtig für die Beurteilung derselben!)

„Die Nachricht von der Kapitulation von Metz wird durch den 71. öffentlichen Anschlag (Dresden) vom Kriegsschauplatz bekannt gemacht. Haltet fest, haut zu! Die französischen Mäuler müssen erst ganz apart totgeschlagen werden! Dieser Krieg zeigt der ganzen Welt die entsetzliche Blöße des französischen Volks, aber auch Deutschlands Würde und Bedeutung. Wenn Du in Deinem Feimen noch manchmal kampieren mußt, so laß Dich das nicht stören. Das Losschlagen vor Paris wäre bis jetzt nicht gut gethan gewesen; die Übergabe von Metz zeigt dies. Dies Ereignis mußte erst abgewartet werden, und dies sahen unsre Kriegslenker kommen. Nun werden wohl die weisen Neutralen die Pfeife einziehen. Feststehen! Elsaß und Lothringen bis Metz seien deutsch! Die Franzosen haben ganz recht, wenn sie schreien: „Kein Stein unsrer Festungen, kein Fuß breit unsers Landes werde hergegeben;“ das sollen sie auch nicht und haben es auch

nicht nötig, denn wir haben es schon! Soeben flaggt der Neustädter Turm, das sieht reizend aus.

Am 29. Oktober, Deinem Geburtstage, haben wir unausgesetzt an Dich gedacht, Mittag 12 Uhr Victoriaschießen, und wie schön hatte die ganze Stadt geflaggt! Als wir uns unter dem Donner der Kanonen zu Tische setzten, sagte ich: Das nenne ich mir einen Geburtstag unsers B.! Frankreich hört nicht eher auf, als bis Ihr im Süden steht. Du mußt auch Südfrankreich noch sehen, so scheint es jetzt. In Frankreich verneint der eine das Thun des andern. Und wenn Wilhelm heute den Frieden mit einer in Paris herrschenden Behörde abgeschlossen haben wird, werden andre sagen: „Was geht das uns an!" Das unglückselige Frankreich! Hochmut kommt vor dem Falle! Erst hochmütig, dann geschlagen, nun zerfallen! Keiner Eurer Siege geht in den Augen der Franzosen mit rechten Dingen zu; sie sind so blind, daß sie lieber Bazaine, Mac Mahon, Uhrig als Verräter und Schurken hinstellen, als zugeben: wir sind geschlagen. Groß im Unglück, das kennt der Franzose nicht; aber groß im Unglück war der Deutsche von 1806 bis 1813. Mit Ergebenheit sein Unglück tragen, das ist wahre Größe, und wer das nicht kann, der verdient des Schicksals Hiebe. Wie viel größer der Deutsche ist als der Franzose, das zeigt sich jetzt, da der Deutsche der Sieger ist. Du hörst von keiner Überhebung des Volks, mit Ruhe werden die gewaltigen Nachrichten entgegengenommen, dem gefangenen Franzosen wird mit Würde begegnet. Französische Offiziere gehen viel in der Stadt herum, aber keiner erfährt Hochmut!"

Im Briefe vom 4. November steht die Notiz:

„Friedenshoffnungen ziehen erneut durch die Seelen. Gambetta und Bismarck haben sich gegenseitig bekomplimentiert. Ich denke, Du wirst Deine Kanone nun ungeladen lassen können. So sieht es heute aus. Wie ist es morgen? Mit den Franzosen ist „kein ew'ger Bund zu flechten.“ Noch blühen die Rosen hier, daß es eine Pracht ist. Deutschland ist auch ein schönes Land, Frankreich nicht allein!

Jede Nachricht vom Felde ist eine neue Siegesnachricht für uns. Verdun ist gefallen, die Festung, deren Kugeln Du selbst geschmeckt hast. Dem Garibaldi, dem alten Republikaner, ist der Weg verlegt, daß er seinen Einfall in den Schwarzwald unausgeführt lassen muß. Die deutsche Heerführung entwickelt eine Umsicht, die aufs höchste befriedigt. Es muß erst dahinkommen, daß Frankreich den Frieden aus Euern Händen als ein großmütiges Geschenk nehmen muß! So innig froh ich Dich an mein Vaterherz drücken würde, wenn Du wieder zurückkehrst, so wenig hoffe ich auf Deine baldige Rückkehr. Halte aus, lieber Sohn, schlucke Ärger und Verdruß hinunter, ersticke Deine Sehnsucht, bleibe bei Deiner Pflicht, sei ein ganzer Krieger, ein zäher Deutscher, ein Kämpfer von der Art, wie sie nur Deutschland erzeugen kann! Wenn ich jetzt die jungen Soldaten stramm bei uns vorbeimarschieren sehe und das klappt alles und es ist ein Griff und ein Schritt, wahrlich, da denke ich: Wie ist Deutschland doch noch voll der tüchtigsten Streitkräfte! Unbesiegbare Streitkräfte! Kehrt aber der holde Friede

wieder und Frankreich liegt aus tausend Wunden blutend und ächzend am Boden, dann geht heim, Ihr Krieger. Aber jetzt braucht Dich das Vaterland. Ich bin stolz darauf, daß mein Sohn diesen bedeutendsten aller Kriege seit einem halben Jahrtausend mitgekämpft hat und hat ihn glücklich mitgekämpft und hat treu ausgehalten. Dieser Krieg ist vielleicht der bedeutendste der Welt. Nun, Gott helfe weiter!

Was aber dem Frieden hinderlich ist, das ist das verfluchte Parteiwesen in Frankreich. Dort will jeder regieren und sein Pfeifchen schneiden, jeder in der neuen Republik, in welcher alle Stellen fraglich geworden sind, etwas werden. Nun kämpfen auch persönliche Interessen miteinander, und das zu einer Zeit, da es kein persönliches Interesse geben sollte. Aber seines Lebens ist der nicht sicher, der jetzt in Frankreich zum Frieden rät. Wenn nicht bald eine außerordentliche Zwischenerscheinung kommt, dann weiß ich nicht, was mit Frankreich werden soll. Bismarck soll am 2. September gesagt haben, da der Kaiser gefangen war: „Der Krieg ist schwer, aber der Friede ist noch schwerer." Im August und September wurde gekämpft, um des Kriegs willen und um zu siegen, seitdem wird gekämpft, um den Frieden zu erlangen; er scheint noch fern. Und ist Paris und die dortige Regierung geschlagen, so erhebt sich in Südfrankreich eine neue Regierung, die aufs neue den Handschuh hinwirft in unseliger Verblendung. Bisher ist der großartigste Sieg mit uns gewesen, und Deutschlands Sieg ist so entschieden und groß, daß es nun nicht besiegt werden kann. Und über uns allen wohnt ein oberster Kriegs-

herr, der wird alles wohl machen und Dich wieder zu uns führen. Ich weiß nicht, wie bald dies möglich sein wird; wenn er es aber beschlossen hat, so wird er auch Mittel und Wege wissen."

In den Briefen vom 19. und 20. November ist die Stimmung wieder eine hoffnungsfreudigere, wenn mein Vater schreibt:

„Die Loirearmee ist geschlagen. Was will Paris machen? Weiter hungern! Sei unverzagt und freudigen Muts, Eure Sache steht gut. Hier ist alles voll Zuversicht. Ich fange an zu hoffen, daß es noch besser wird, als wir denken. Wir sehen uns bald wieder! Du schreibst auch zuversichtlich und hast wieder viel des Interessanten berührt.

Man kann jetzt über Frankreich die große Überschrift setzen: „Alles aus Rand und Band." Die Franzosen konnten nichts Verrückteres thun, als ihren Kaiser nach dem Siege der Deutschen bei Sedan absetzen. Die Einsetzung der Republik mitten in einem unglücklich verlaufenden Kriege war soviel, als die Einsetzung der Anarchie. Und unsre Heere kommen aus wohlgeordneten, finanziell, militärisch und gesetzgeberisch musterhaft eingerichteten Staaten, und immer neue Heere quellen Euch nach, die Führung ist völlig einheitlich, die einzelnen Glieder des Heeres halten treu aus. Wo soll denn da ein Sieg der Franzosen herkommen? Paris purzelt noch allein zusammen, das fällt Euch in den Schoß wie Metz. Hier werden schon Anstrengungen gemacht, um dem Elend in Paris zu steuern, wenn die Stadt zur Vernunft gekommen sein wird. Alles ist

bedacht, geordnet, in der Theorie fix und fertig. Die französischen Strategen hingegen bauen ihre Maßregeln auf falsche Prämissen, die ganze Verteidigung von Paris ist ein falscher Schluß, eine französische Phrase. Da haben die Franzosen Forts gebaut, Munition geschafft u. s. w. u. s. w., um elendiglich ganz allein kommen zu müssen und zu sagen: „Unsre Sache ist nichts.“ Und das deutsche Heer? Es steht ruhig da, ein grimmer Wächter, und nimmt den Dachs gefangen, wenn er aus dem Baue guckt! Immer laßt es Euch noch eine Weile gefallen in Eurer „Spreukammer“, richtet Euch immer wohnlicher ein.

In der französischen Presse mehren sich die Zeichen, daß man in Frankreich immer mehr und mehr das Besiegtsein einsieht. Frankreich ist reichlich zum vierten Teile in den Händen der Deutschen. Denke nur!

Beifolgendes Grün ist Reseda aus unserm Garten. Wir haben noch prächtiges Wetter. Laß Dir die Trauben und das Traubenblut wohlschmecken. Gott mit Dir!“

25.

Infolge der seiten des Oberkommandos mehr oder weniger geahnten oder gewußten Ausfallsgelüste des Feindes wurden Verschiebungen der Truppen vorgenommen. Am 17. November erfolgte unser Umzug nach Montfermeil.

Ich war einige Stunden vor dem Abmarsche der

ganzen Batterie über Sevran, Livry, Clichy vorausgeritten, um Quartier zu machen, und wählte einen Parkplatz für die Batterie, der dicht bei der Windmühle des freundlichen Ortes M., also hochgelegen war. Einige hundert Schritte davon befand sich unser Geschützstand, den wir hier fix und fertig vorfanden. Die Batterie beherrschte hier das ganze ausgedehnte und breite Thal, in welchem dicht vor uns Chelles lag. Dieser Ort befand sich noch im Feuerbereiche des Forts Nogent, das von Zeit zu Zeit seine Zuckerhüte herübersendete. Auch hier kamen wir täglich stundenlang in Position, um zu einem sofortigen ernsten Eingreifen stets bereit zu sein.

In Bezug auf unsre Bequemlichkeit war der Wechsel ganz bedeutend. Montfermeil ist, wie erwähnt, ein reizend gelegener Ort mit einer Menge Villen, die zum Landaufenthalte der Pariser eingerichtet sind. Die Mannschaften meiner Abteilung waren bald alle wieder im Besitze einer Matratze, auf der sie nach den Mühen des Tags ihre Glieder ausstrecken konnten. Ich selbst hatte mir ein gutes und bequemes Sofa als Bettstelle ausgesucht und verfügte über einige Zimmer. Im „Salon" waren sogar Teppiche gelegt, und das Pianino fehlte nicht. Daß hier bald recht heitre Abende gefeiert wurden und Zusammengehörige und Freunde bei einem Glase Wein, an dem es hier nicht mangelte, oft zusammensaßen, das brauche ich wohl kaum zu versichern. Hier ist mancher Glühwein gebraut worden, um uns in der Abendkühle zu erwärmen; auch verstand Freund Kopp einen delikaten Kartoffelsalat zuzubereiten, der auch, dank der von zu Hause eingehenden „Freßkisten", manchmal kulinarisch ausgeputzt werden konnte.

Dazu befanden wir uns hier mitten in Weinbergen, deren köstliche Frucht noch immer nicht geerntet und daher in überreicher Fülle vorhanden war. In unsern freien Stunden ließen wir uns die herrenlosen, überaus süßen Gottesgaben wohlschmecken; auch trugen wir die Trauben ins Quartier, und wieder wurde Most gekeltert. Freudige Aufregung verursachte die Auffindung einer Mostpresse. Hatten wir ja einen Weinbereitungsverständigen, einen Oberlößnitzer, bei der Abteilung. Pferdeeimerweise wurden die Trauben herbeigeholt und gepreßt, und den Most füllten wir auf die in Überfluß vorhandenen, von uns schon ausgetrunkenen Weinflaschen. Wir versuchten es auch, den aufgefüllten Most gären zu lassen, fürchteten aber später seine berauschende Wirkung, wenigstens hielt ich es lieber mit dem Moste. Unsre Mostpresse fand auch in andern Quartieren ihre Verehrer und wurde von uns mehrmals verborgt. Auch nahm unser Preßkommandant Traubenlieferungen und Aufträge für befreundete Quartiere an.

Auch hier in Montfermeil wurden die letzten Tage des Monats, nicht weniger als die ersten des Dezember, besonders unruhig. Am 29. November standen wir den ganzen geschlagenen Tag in Position, und in der darauffolgenden Nacht mußten alle in M. einquartierten Truppen schon von 2 Uhr nachts an bereit sein zum Ausrücken, weshalb um Mitternacht die Pferde gefüttert wurden. Es war eine helle, klare Mondnacht, fast in jedem Augenblicke zuckte ein Geschützblitz durch die Luft, und das Rollen des Geschützdonners von den Forts dröhnte fast unaufhörlich. Bis nach Chelles hinein hörten wir die großen französischen Granaten sausen; doch war das

Hauptfeuer der Franzosen nach der südlichen Umgebung von Paris gerichtet, dahin, wo die Württemberger in den eisernen Ring der Belagerer sich eingefügt hatten.

Die Nacht vom 30. November zum 1. Dezember wurde wieder in fortwährender Wachsamkeit verbracht, und mit dem Morgengrauen standen wir wieder in Position. An demselben Tage langten von Deutschland Ersatzmannschaften, auch bei unsrer Batterie, an. Diese bekamen von dem Felddienst wahrlich kein liebliches Bild! Wieder standen wir den ganzen Tag bis 7 Uhr abends in Position, und als endlich in die Quartiere gerückt wurde, damit Mensch und Tier endlich etwas in den Magen bekommen sollten, da erhielten wir auch zugleich den Befehl, daß nach dem Füttern die nicht abgesattelten Pferde sofort wieder aufgezäumt werden und auch die ganze Nacht über so bleiben sollten, da Gagny, ein Ort dicht unter Montfermeil am Fuße des Avron gelegen, von den Franzosen besetzt worden und ein Ausfall nach M. zu nicht unmöglich sei. Die anbrechende Nacht war ruhelos, aufregend, anstrengend und dies für die Pferde noch schlimmer als für die Menschen.

Wie sich herausstellte, hatten jedoch die eingeschlossenen Pariser es auf eine andre Richtung abgesehen und uns jedenfalls nur nach Gagny zu in Schach halten wollen. Bekanntlich geschah am 2. Dezember der Ausfall bei Noisy le Grand, Brie sur Marne und Villiers, der namentlich auch unsern sächsischen Truppen, besonders dem Schützenregiment Nr. 108 und dem 107. Regiment, herbe Verluste brachte.

Während dieses Ausfalls, einer Schlacht, in welcher 30000 Deutsche gegen 90000 Franzosen gekämpft hatten,

standen wir in unsrer Position bei Montfermeil oberhalb Chelles, das Ausfallsfeld vor Augen und immer das heftige Schießen beobachtend, doch ohne eine Ahnung zu haben, welche furchtbaren Kämpfe und welche bittern Verluste, auch feindlicherseits, der 2. Dezember gebracht hatte.

Der eiserne Ring um Paris blieb aber unversehrt, geschlossen.

Schon hatten wir es uns am Abend im Quartiere bequem gemacht und gaben uns in unsern warmen Stuben der Ruhe und dem behaglichen Genusse hin, da wurde ich aus demselben plötzlich gerissen, um sofort zum Quartiermachen nach Livry abzureiten. Es mochte also französischerseits in der Richtung auf Bondy zu etwas Ernstes beabsichtigt werden. Losung und Feldgeschrei war für diese Nacht: „Geht drauf — Leopold." (Andre waren beispielsweise: Nimmer zurück — Emil; Freßbeutel — Berlin; Erbswurst — Paris; Immer sachte — Louis; Schanzkorb — Wilhelm; Halte fest — Albert; Haut zu — Friedrich u. s. w.). Wohlbehalten kamen wir nach Livry, wo ich im Verein mit unserm Lieutenant mit der Laterne die verfügbaren Räume absuchte, und schon hatten wir einen guten Teil unsrer Arbeit gethan, als schon wieder der Gegenbefehl kam, unsre Arbeit einzustellen, da die Umquartierung unterbleibe. Sofort traten wir den Rückweg nach Montfermeil an, wo wir bereits nach 10 Uhr wieder anlangten. In Schweiß gebadet war mein Pferd; denn die herrliche Mondnacht, sowie die geradezu musterhaft schöne, einer Tenne gleichende Straße hatte uns eine Gangart nehmen lassen, die uns schleunigst wieder in unsre alten, behaglichen Quartiere zurückführte, und wieder hatte ich Ursache gehabt, mich meines trefflichen Tieres zu freuen.

26.

Als der 3. Dezember anbrach, bedeckte ein leichter Schnee Berg und Thal. Das milde Klima des Landes nahm denselben bald wieder hinweg. Schnee und Regen mischten sich, kalte Winde wehten auf der Höhe, wo wir in Position standen, und der Wind pfiff uns um die Ohren. Und ob wir auch darunter litten, so fühlten wir doch, wie unsre Situation gegen die unsrer Kameraden, die am Tage vorher dem verhängnisvollen Ausfalle der Franzosen bei Villiers u. s. w. hatten standhalten müssen, noch preiswürdig war.

Die Folge dieser schweren Kämpfe war eine starke Umlegung der Truppen, die den Zweck hatte, die durch den Kampf geschwächten Truppen in die zweite Kampflinie zurück und an ihren Platz frische Truppen zu stellen, da anzunehmen war, daß die Franzosen noch nicht Ruhe lassen würden. Schon am Morgen des 4. Dezember, noch ehe für uns der Befehl eingegangen war, Montfermeil zu verlassen, langte daselbst die 5. sächsische Batterie an, um unsre Quartiere zu beziehen. Mittag 1 Uhr kam der Befehl für unsre Batterie, nach Torcy zu marschieren. Wieder eilte ich der Batterie voraus über Chelles, Brou, Pomponne, um hier die Kriegsbrücke zu passieren. Chelles brannte an einigen Stellen und wurde gerade vom Fort Nogent heftig befeuert, so daß die Passierung des Ortes zu Pferde mit Schwierigkeiten verknüpft war. Ein französischer „Zuckerhut“ schlug sogar nur zehn Schritt von uns ein, krepierte und streute Erde, Steine und Granatsplitter über uns hinweg, so daß die Pferde wild aufbäumten und davonjagten. In Torcy

angelangt, bot das Quartiermachen große Schwierigkeiten, weil sich gar zu viel Militär hier zusammendrängte, auch waren viele Einwohner des Dorfes da. Mit Mühe und Not wurde die Batterie untergebracht. Wir hatten uns mit bayerischen Quartiermachern der Infanterie, die auch gerade ihres Amtes walteten, zu verständigen, doch wollten dieselben durchaus nicht zurücktreten. Bis zur Ankunft der Batterie, die gegen 7 Uhr abends erfolgte, gab es tüchtig aufzupassen, um die gewonnenen Quartiere zu hüten. Wiederum durften die Pferde die ganze kommende Nacht nicht abgeschirrt und abgesattelt werden. Es war dies schon die sechste Nacht, in welcher die armen Tiere nicht ihre Last vom Leibe los wurden. Sie teilten mit uns ihr Geschick. Die größte Vorsicht war uns aber auch befohlen worden und mußte hier geübt werden, da man deutscherseits einen erneuten Ausfall der Franzosen nach dieser Gegend zu erwartete.

Der 5. Dezember fand uns schon früh 3 Uhr auf den Beinen. Es war peinlich kalt und deshalb auf dem Pferde unangenehm. Dem Reiter vergeht bei Frost das Gefühl in den Beinen. So erging mir's, da wir zwischen Infanterie marschierend nur langsam vorwärts kamen und auch möglichst ruhig sein und bleiben mußten. In Champs machten wir Halt, damit die Infanterie, welche vorher ihre Gewehre lud, die Spitze nehmen solle. Es wurde das Anzünden von Streichhölzchen, das Rauchen überhaupt und alles untersagt, was die Truppen auf einige Entfernung hin hätte verraten können. In dunkler Nacht stand vor uns emporragend das Fort Nogent, kenntlich an seinen ausgesteckten Lichtern; schweigsam lag es da und hatte keine Ahnung davon, was in seiner Nähe vorging.

Kein einziger Pulverblitz leuchtete von dort auf, keine Leuchtkugel stieg von da in die Luft, und kein elektrisches Licht that seine spähenden Blicke mittels Spiegels ins Land. Glücklich kamen wir an unser Ziel, ohne von den Forts-kanonen bedroht worden zu sein, d. i. in die Nähe von Brie. Zwischen Villiers und Noisy le Grand nahmen wir unter Deckung von Infanterie eine versteckte Stellung hinter einem Gehölze ein, beobachteten die tiefste Ruhe und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Unter solchen Umständen befindet man sich nicht gerade in der angenehmsten Lage und Stimmung. Die Schweigsamkeit aller Leute, die Vermeidung aller kräftigen Bewegung, das Stillstehen und Stillsitzen jedes Mannes an seinem Platze trug etwas Unheimliches an sich. Von Minute zu Minute erwarteten wir einen Angriff, zunächst lebhafteres Schießen der Vorposten und das Hervorbrechen der Rot-hosen, um ihnen wieder heimzuleuchten. Das war pein-lich; viel weniger peinlich erschien uns dagegen der ent-brannte Kampf. Der Tag war längst angebrochen, und träge verfloß Stunde um Stunde, aber kein Feind zeigte sich. Die Forts redeten wieder ihre gewohnte Sprache, und in kurzen Zwischenräumen fiel von ihnen Schuß auf Schuß, wie sonst täglich, aber mit keiner andern als der Wirkung auf unsre Gehörwerkzeuge. Es wurde 11, es wurde 12 Uhr, und es hatte sich auch nicht eine Maus geregt. Da kam der Befehl zum Verlassen unsers Ver-stecks, und um nicht von den Forts gesehen zu werden, mußten wir einen möglichst gedeckten Rückweg suchen. So gelangten wir, diesmal nicht über Champs, sondern über Malnoue u. s. w., wieder in unsern alten Quartieren in Montfermeil an.

Es war auf den Schlachtfeldern vom 2. Dezember kein erneuter Kampf erfolgt, sehr zum Glück für uns, die wir ihn zurückzuweisen gehabt hätten, zum Glück auch für den Feind, der doch wieder in sein Paris zurückgeworfen worden wäre, wie unsre Kameraden vor uns ihm gethan hatten. Konnte ich hier nicht von einem Ausfallkampfe berichten, so geht aus dem Mitgeteilten doch hervor, wie wir stets gewappnet und bereit waren, wie wir auf der Lauer standen und kaum überrascht werden konnten.

Wir hatten einen neuen Ausfall aus Paris vermutet und wollten auf ihn gerüstet sein. Vorsicht, Aufmerksamkeit, fertig und bereit sein: das ist schon halb gewonnener Kampf!

27.

Ich erwähnte schon, daß vom 6. Dezember 1870 bis 6. Januar 1871 unser Standquartier wieder Coubron wurde. Nur eine einzige Nacht verbrachten wir in unsern alten Quartieren in Montfermeil, die unterdessen eine preußische Gardebatterie innegehabt hatte. Das unsrige war wohlerhalten geblieben, es war sogar noch besser ausgestattet worden als vorher. Leider mußten wir es nun verlassen.

In Coubron waren wir wieder etwas weiter vom Feinde entfernt und blieben weniger belästigt; auch war mir gleich beim Quartiermachen der Auftrag geworden, möglichst nur geschlossene Räume auszusuchen; denn die sehr streng gewordene Jahreszeit gebot eine zweckmäßige

Verteilung der verfügbaren Räume sowohl für die Mannschaften, als auch für die Pferde.

Coubron hatte auch einen guten Marketender. Wir haben bei demselben manche gute Flasche Sekt ausgestochen, die wir billig hatten, da der Wein aus Meaux bezogen wurde. Die beiden Spitzenreiter Seidler (am Geschütz) und Rotzsch (an dem zugehörigen Munitionswagen) hatte ich zu meinen Leibköchen auserseheu, und als solche leisteten sie das Menschenmöglichste. Aus der Kartoffel, die hier unsre Hauptspeise war, wußten sie die verschiedensten Mahlzeiten herzustellen. Wir haben treffliche Kartoffelklöße und Kartoffelkäulchen gegessen. Beim Schälen, Quetschen, Reiben der Kartoffeln — nach und nach kamen durch Fund oder Kauf in Meaux, sowie auch durch Sendung aus der Heimat die nötigsten Wirtschaftsutensilien in unsre Hände —, beim Zuputzen und allen Vorarbeiten für das Kochen, Schmoren, Backen, Braten ꝛc. mußte jeder dienstfreie Mann mit zugreifen, und jeder that es gern. Oft brachten auch die Pakete aus der Heimat willkommene Abwechselung in unsern Speisezettel.

Der äußere Dienst, soweit er der Abwehr des Feindes galt, gestaltete sich jetzt etwas leichter; dafür wurde allerdings der innere, der Batteriedienst, strenger. Da das Alarmsignal uns hier in Ruhe ließ, so mußten die Arbeiten, die im Garnisonleben vorgeschrieben sind, jetzt zu unsrer Beschäftigung herhalten. Aufstellungen und Durchsicht der Waffen, Kleider, Geräte, sowie gründliche Musterungen der Pferde wurden vorgenommen. Solche Arbeiten werden dem Feldsoldaten schwer; aber gerade darin bestand die Exaktheit und Kernhaftigkeit des deutschen Kriegsdienstes, daß er auch im Felde die Strenge

des Garnisondienstes durchzuführen vermochte. Durch diese Exaktheit hatten wir soeben den starken und grimmigen, aber leichtsinnigen und dienstlich unfertigen Feind geschlagen. Eine gewisse Pedanterie der Leitung gehört nun einmal dazu, um hochleistungsfähige Leute zu erziehen; das gilt auch für andre Verhältnisse. Ohne diese Pedanterie gäbe es vor allem keine Disziplin.

Der Verkehr mit dem Vaterlande wurde wieder lebhaft, d. h. man kam eher zum Schreiben, während die Nachrichten von der Heimat ungestört eintrafen und uns namentlich Aufschluß über alles, was im Süden von Frankreich vorging, brachten, ja den Gedanken in uns nährten, daß wir am Ende doch noch im Süden zu Hilfe eilen müßten.

Am 1. und 2. Dezember schreibt mein Vater:

„Das 101. Telegramm „vom Kriegsschauplatz“ verkündigte den Sieg des 10. Armeecorps über die Loirearmee. Den Garibaldi haben die Franzosen selber satt, besonders die Geistlichkeit, die gegen denselben heftig wirkt, weil er ein Papstfeind ist.

Wenn die Franzosen schon lange sich auf einen Krieg mit Deutschland so vorbereitet hätten, wie sie es seit der Gefangennahme des Kaisers gethan haben, dann hättet Ihr schweren Stand. Jetzt scheint man in Frankreich doch tüchtige Männer zu haben, die die lose Bande nach Möglichkeit zusammenhalten. Du weißt es, wie es die Schöpse machen, wenn sie einmal verdreht geworden sind; so sind die Franzosen. Wenn diese ordentlich geleitet würden, wenn ein tüchtiger Hammel über sie käme, da könnte es mit der Zeit

gehen lernen. Die Franzosen machen sich ungeheuer abhängig von ihren Leithammeln und schießen leicht über ihr Ziel hinaus. Die deutsche Ruhe, Festigkeit, Gediegenheit, Einsicht, Folgsamkeit, Gewissenhaftigkeit giebt Euch ein gewaltiges Übergewicht über die maulstarken, eingebildeten Franzosen.

Seit gestern ist der Winter bei uns eingekehrt. Die Franzosen in Paris glauben nach den neuesten eingetroffenen Nachrichten, daß die Loirearmee mit den Garibaldischen Scharen Paris unterstützen werde, und Ducrot soll daher nach dem Süden von Paris ausbrechen. In Paris weiß man nicht, daß von einer Unterstützung von daher nicht die Rede sein kann."

Als dann die näheren Nachrichten von dem wirklich erfolgten Ausfalle nach dem Süden (und Südosten) von Paris in der Heimat eingetroffen waren, wächst wieder die Sorge um den einzelnen draußen im Felde, so sehr auch aus allen Zeilen meines Vaters stets Mut, Zuversicht und Zuspruch überhaupt reden. Am 6. Dezember heißt es dann:

„Wir sind voll Sorge um Dich. Ganz Sachsen ist voll Schmerz um die entsetzlichen Verluste, die die letzten Ausfälle der Franzosen verursacht haben. Das sind ja greuliche Schlachten gewesen, die Tage vom 29. Nov. bis 2. Dez., die in ihrem Schoße tausendfachen Tod getragen haben. Und immer neuer Tod wird ausgesät auf dem Kampffelde der Loirearmeen. Jetzt haben die Deutschen zu beweisen, daß sie auch gegen einen überlegenen Feind zu kämpfen wissen. Mit Staunen blickt

abermals die Welt auf Euch Kämpfende! Nehmt den Dank des Vaterlandes! Die Verluste der Sachsen beim Ausfalle gehen nach den Zeitungsnachrichten über 2000. Sollten da die Vater- und Mutterherzen nicht zittern? Das Schützenregiment hat am meisten gelitten. Wie viel Thränen sehen wir jetzt fließen!

Telegramm 107 verkündet uns harte, doch siegreiche Kämpfe bei Orleans.

Eure Franzosenwut ist gerecht. Keine Schonung dieser Nation, nur dem einzelnen Menschlichkeit! Laßt Euch nicht zum Zerstören verleiten, erniedrigt Euch nicht dazu. Hoch steht die deutsche Nation über der französischen an Sittlichkeit, und diese Stellung sei ihr schönstes Ehrenkleid. Der französische Gefangene wird menschlich behandelt, und behandeln die Franzosen ihre deutschen Gefangenen nicht menschlich, so wird die Geschichte sie rächen. O mein Sohn, wenn Ihr heimgekehrt sein werdet, dann beginnt das Einheimsen dessen, was Ihr Braven uns erworben habt mit Euerm Schweiße, Euern Entbehrungen, mit Euern Opfern an Gesundheit, an Lebensglück, mit Euerm Blute, mit Euerm jungen Leben! Dann erst kommt die Ernte. Das sind nicht die Provinzen, die Ihr gewinnt, nicht die Millionen, die Frankreich wird zahlen müssen, nicht der Ruhm, den Ihr uns und unserm Vaterlande erkämpft habt: das ist die sittliche Hochstellung Deutschlands, des deutschen Volks, das ist die Überzeugung der Welt: den Deutschen ist nicht ein flüchtiges Glück, ihnen unbewußt, von ihnen unverdient, über Nacht in den Schoß gefallen, nein, die Deutschen haben errungen, was ihnen schon lange gebührt, die Deutschen haben

das eigne Kraftbewußtsein gewonnen, die Deutschen haben den Weltalp nicht allein von ihrer eigenen Brust, sie haben ihn von der Brust der Welt genommen, sie haben den die Welt wahrhaft beglückenden Gang der Civilisation gerettet und den Weg dazu neu geebnet! Nach dem Kriege wird das Volk der Franzosen sich im Spiegel beschauen müssen und sehen, welches Zerrbild es darstellt! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Immer haltet noch aus. Das deutsche Kriegsheer hat eine Welterneuerung geboren. Und diese sollte ohne Schmerzen und tausendfaches Weh möglich sein? Haltet aus, Ihr Braven!"

Solche Auseinandersetzungen thaten wohl. Nun war es ja klar, daß das Jahr 1870 zu Ende gehen mußte, ohne daß uns Paris los gelassen hätte. Es stand demnach ein Weihnachten in Feindesland in Aussicht. In der Heimat spielten die Kinder so leidenschaftlich Soldaten, daß selbst der „heilige Christ vor dem Kriege in den Hintergrund treten mußte." Wie viel mehr war es unsre Pflicht da draußen, auszuhalten und immer wieder auszuhalten! Auf der andern Seite wurden aber auch Stimmen laut, welche ein energisches Vorgehen vor Paris für richtiger und eine Beschießung der Stadt für nötig hielten. „Moltke wird's wohl wissen, ich kann das Kriegführen in der Kneipe nicht leiden," läßt sich mein Vater darüber vernehmen.

Geradezu erstaunt aber war ich, wahrzunehmen, daß selbst in dieser trostlosen Zeit für Frankreich noch viele hochschätzbare Männer dort waren, die das Wohl ihres Volkes auch jetzt im Auge hatten und das uns Deutschen

lästige, prahlerische Wesen nicht zur Schau trugen. Ich meine den damaligen französischen Unterrichtsminister Jules Simon, der bezüglich der Errichtung einer sogenannten Normalschule für Paris in einem Schreiben vom 14. Oktober 1870 an den Maire von Paris, das mir in einem Briefe vom 16. Dezember aus der Heimat zugeschickt worden war, darauf aufmerksam macht, daß in Frankreich 10 gegen 89 Departements existieren, die noch keine solche Schule besitzen und daß unter diesen Departements auch das Seinedepartement sich befinde. Jules Simon sagt dann wörtlich:

„Wenn man uns fragt, warum wir diese Schule errichten, während jeder in schrecklicher Besorgnis über die Zwischenfälle des Kampfes ist und sich einen Vorwurf macht über die Augenblicke, die andern Pflichten gewidmet sind, als denen der Verteidigung, so antworten wir, daß die Frage für uns alle reif und daß kein Tag zu verlieren war, daß es sich um die Moral selbst handelt; daß der jetzige Krieg, obgleich gegen den Willen des Landes begonnen, ihm aufzubürden ist, denn es hat seit 18 Jahren geduldet, regiert und betrogen zu werden von denen, die ihn begonnen haben; daß während dieser 18 Jahre die Charaktere heruntergekommen, die Intelligenz irre geleitet, die Familienbande gelockert worden sind; daß die beiden unerhörten Unglücksfälle, welche die beiden letzten Wochen des Kaiserreichs dargeboten haben, uns wenigstens zur Lehre dienen müssen, daß man von jetzt an, selbst vor dem Siege, die nötige Kraft, die unüberwindliche Macht, namentlich die intellektuelle und moralische Kraft, wieder herstellen und neuschaffen muß. Diese Schule wird zu einer blutigen Stunde entstanden sein, und später ist sie

es, welche uns republikanische Mütter und Gattinnen geben wird und welche unter uns die Strenge der Sitten, ohne welche es kein wahrhaft großes Volk giebt, wieder neu beleben wird. Ich bitte Sie, sich sofort ans Werk zu begeben, damit unsre Schule bevölkert und lebendig sei, wenn wir innerhalb weniger Wochen Frankreich und wenn Frankreich uns wiederfinden wird. Vielleicht daß Frankreich durch den gegenwärtigen Krieg, ebenso wie Östreich durch den Krieg von 1866, zu weitgreifenden Reformen auf dem Gebiete des Schulwesens sich veranlaßt findet."

„Lies und verdaue", hatte mein Vater kurz unter obigen mir gesendeten Artikel gesetzt, und heute, nach 22 Jahren, wird auch der Leser — wir leben jetzt auch in der Zeit der Schulreformen — dieser zweiten Thätigkeit, nämlich der des Verdauens, bedürfen, um den Charakter der Franzosen wenigstens in etwas zu erfassen und auch einmal von einer andern Seite, als der, welche bisher immer betont worden ist, kennen zu lernen.

28.

Mit dem Herannahen des Weihnachtsfestes wurde es auf feindlicher Seite wieder unruhiger und infolgedessen auch auf der unsrigen. Um Paris herrschte bittre Kälte, (10° R. und mehr) und es war zum Erfrieren, wenn die Batterie den lieben langen Tag im Freien auf der Lauer stehen mußte. Oft half eine heiße Erbswurstsuppe besser, als das Feuer selbst, an dem der Kessel hing.

Besondere Unruhe brachte uns der Mont Avron, auf dem sich die Franzosen festgesetzt und mehrere Batterien errichtet hatten, um weit in die Stellung der Deutschen (besonders der Sachsen) hinein Granaten werfen zu können. Die Franzosen schossen oft ganz planlos. Vermutlich hat der französische Artillerist, der das Geschütz zu richten hatte, ins Blaue hineingeschossen, weil ihm wahrscheinlich kein bestimmtes Ziel, sondern mehr ein allgemeines vorgeschrieben gewesen sein mag. Sehr oft gingen Granaten an Stellen nieder, an welchen sich weithin kein deutscher Soldat befand. Für den einzelnen war es eine unangenehme Überraschung, wenn das Zischen und Rascheln des sausenden Geschosses in nächster Nähe verspürt wurde und ganz plötzlich ein solches Ding sich in den gefrornen Erdboden einbohrte, explodierte (krepierte) und, wenn es gut ging, weil die Zahl der Sprengstücke nicht groß war, einem nur den gefrornen Boden ins Gesicht schleuderte. So wurden wir täglich vom 21. bis 24. Dezember beunruhigt und waren in diesen Tagen wenig in den Quartieren. Wir hatten sogar die Positionen bei Montfermeil und andre, also von Coubron schon entfernter gelegen, einzunehmen. Namentlich in die Nähe von Clichy sendete der Avron die üblichen Grüße in Gestalt von „Zuckerhüten“, da die Franzosen wohl vermuten konnten, daß das Schloß zu Clichy höhere deutsche Gäste beherberge. In der That befand sich dort der Stab unsers Armeecorps. Sobald also die Batterien des Avron feuerten, war die Straße von Livry über Clichy nach Montfermeil eine gefährliche Stelle, und doch gab es für unsre Batterie keinen andern kürzeren Weg, um in die neue Position zu gelangen. Glücklicherweise durften wir am Weihnachtsheiligabend

schon gegen Mittag unsre Stellung (in der Nähe von Aulnay) aufgeben, um in die Quartiere zu rücken. Da hatten wir wenigstens Zeit, an das Vaterhaus zu denken und uns die Zurüstungen zum Christabend und dessen Verlauf daheim auszumalen. Lebte ja in jedem von uns mächtig die Erinnerung an das deutsche Christfest auf, wenn auch hier im Feindeslande, im Kriegsgetümmel, uns nichts an das teure heimatliche Fest erinnerte. Am schwersten wurde es uns allen — und wohl auch den härtesten unter uns! daß wir den Christbaum entbehren mußten. In der Nähe von Coubron war ein Stückchen Tannenwald. Von dort holte ein Mann meiner Abteilung ein Fichtenbäumchen, das auf einer Seite von allen Zweigen befreit und dann an die Wand genagelt wurde. Ein großes Talglicht wurde gevierteilt. Das war die ganze Herrlichkeit! Aber einerlei: dieses äußere Erinnerungszeichen, so ärmlich es war, rief uns doch die ferne Heimat vor die Seele. Wie ein verlorenes Paradies tauchte die Erinnerung an die schöne Kinderzeit vor uns auf, da wir jubelnd den Christbaum umstanden, den die Liebe der Eltern uns angezündet. Und mächtig schwoll die Sehnsucht nach der Heimat in unsern Herzen empor. Wußten wir doch, daß die Lieben daheim gleichfalls in treuer Liebe unser gedachten und uns schmerzlich vermißten. Und wie es uns im fremden Lande erging, so empfanden gewiß auch die Franzosen, die als Gefangene zu vielen Tausenden das Christfest in unsrer Heimat verleben mußten. Diese ungestillte Heimatsehnsucht auf beiden Seiten, in so vielen Hunderttausenden von Herzen — an diesem Abend hat sie als eine besonders schwer zu tragende Folge des Krieges auf beiden Völkern gelastet.

Auch während der Weihnachtsfeiertage blieben wir nicht völlig unbehelligt. Der Schanzenbau für Festungsgeschütze vom schwersten Kaliber hatte rings um Paris begonnen, um zunächst mit den Forts und dann mit Paris selbst reden zu können.

Die bloße Einschließung führte ja, trotz der Kälte, allein nicht zum Ziele. Die Belagerungsgeschütze waren zum Teil schon vor Paris angelangt, und die Beschießung der Stadt war beschlossen. Das Schaffen und Bauen der gut gedeckten Geschützstände und deren Besetzung mit den großen Geschützen mußte möglichst unbemerkt von seiten des Feindes vor sich gehen; daher herrschte namentlich während der Nacht die regste Thätigkeit, und am Tage sahen die Franzosen von ihren Forts nur unsre scheinbar faule Ruhe. Aber bereit und auf der Lauer standen wir, die beweglichen Feldbatterien. Weil es aber auf unsrer Seite namentlich auf den Avron abgesehen war, so hatten wir neue Geschützstände für uns selbst in weit vorgerückter Stellung bei Nacht aufzuwerfen. Den ersten vier Batterien (damals I. Abteilung) war die Aufgabe gestellt, dicht vor Bondy, das die Franzosen besetzt hielten, binnen einer Nacht einen Geschützstand aufzuwerfen. Hei, wie flogen da Hacke und Schaufel mit Einbruch der Nacht vom 26. zum 27. Dezember! In vier gleichen Zwischenräumen: 6—9 Uhr, 9—12 Uhr, 12—3 Uhr, 3 Uhr bis zur Fertigstellung — lösten sich die vier Batterien ab, wir (1. schwere Batterie) den Schluß machend. Unsre Batterie hatte demnach den Batteriestand vollends (bis spätestens 7 Uhr) zu beendigen und trat also 3 Uhr morgens in Thätigkeit. Vor uns lag im letzten Hause von Bondy die französische Feldwache. Diese hatte aber,

weil während der Nacht ganz ruhig und ohne störenden Lärm und ohne jedes Licht gearbeitet wurde, gar nichts davon gemerkt. Unsre Sorge war nun, daß dies nicht so bleiben werde, weil unsre Schlußarbeit, die Schußlinie auf Bondy durch Fällen der vor dem Geschützstande noch stehenden Bäume frei zu machen, nicht ohne Lärm von statten gehen konnte. Es tagte bereits, als wir immer noch damit beschäftigt waren, Bäume zu fällen, und unsre Axtschläge ertönen ließen, mit denen im Zweischlage Baum um Baum umgelegt wurde. Es ist mir heute noch unbegreiflich, daß unsre Arbeit, die zuletzt ja geräuschvoll sein mußte, feindlicherseits ohne die geringste Störung blieb. Ein günstiger Umstand war es für uns, daß an diesem Morgen dichter Nebel herrschte. Ermüdet vom flotten Zugreifen kamen wir erst in der 9. Stunde morgens (27. Dez.) in unserm Standquartiere Coubron an.

Solche Schanzen zur Aufnahme von Feldbatterien sind damals in großer Zahl angelegt worden und zwar zur Unterstützung der Festungsbatterien, die am 27. Dezember morgens 7 Uhr ihre Arbeit, d. h. ihr Feuer beginnen sollten, um Paris, die gewaltige Feste, zum Hören und nach ihrem unnützen Gekläffe endlich auch zum Schweigen zu bringen.

29.

Uns war die Zeit des Beginns der Beschießung durch die deutschen Festungsgeschütze bekannt geworden, und wir lauschten infolgedessen am Morgen des 27.

Dezember, ob denn auch das Gedröhn seinen Anfang nehmen werde. Doch die angesetzte Stunde (7 Uhr) war vorübergegangen, und noch verharrten die deutschen Festungsbatterien in tiefem Schweigen. Ein dichter Nebel, der über dem Lande lag, verhinderte den Beginn ihrer Arbeit. Unsre Spannung war groß. Auch der Feind verhielt sich in seinen Forts verhältnismäßig ruhig. Da brachen endlich am Vormittage nach und nach alle bereitstehenden Festungsbatterien von Südwesten bis zum Nordosten das Schweigen, ohne daß der Nebel gewichen war, um vor allen Dingen den Mont Avron aufs Ziel zu nehmen. Die Ziele der Geschütze waren bereits längst genommen und die Distancen genau festgestellt und berechnet worden, so daß das Werfen der Geschosse beginnen und auf vollständige Wirkung derselben gerechnet werden konnte. Trotz des dichten Nebels, und obgleich ihr Einschlagen nicht zu sehen war, wußte man doch, daß getroffen wurde. Und in der That, die Wirkung war, wie wir einige Tage später sehen konnten, überraschend. Wohl wehrte sich der Avron ganz verzweifelt und warf seine Geschosse in Massen zu uns herüber; doch schon im Laufe des Tags stellte er sein Feuer ein, und bereits am folgenden Tage, den 28. Dezember, wurde gemeldet, daß er geräumt sei. Es war eine große Erleichterung für uns, und wir atmeten alle auf.

Bald kam der Befehl für uns Feldartilleristen, den Avron abzusuchen und durch Zerstörung der Schanzen daselbst, sowie der noch vorrätigen Munition, eine Wiederbesetzung durch französische Geschütze zu verhindern. Die erste Rekognoscierung erfolgte in der Nacht vom 29. zum 30. Dezember. 2 Offiziere, mehrere Unteroffiziere mit

52 Feldartilleristen wurden von 2 Compagnien Infanterie zur Bedeckung begleitet. Leider ging die Zerstörung der auf dem Avron gefundenen Munition nicht ohne Unglück von statten, da durch eine Explosion 16 Mann schwer verbrannt zurückkehrten, darunter vier meiner Batterie. Zwar war nun die Räumung durch den Feind definitiv festgestellt worden, doch sollte eine zweite Expedition nach dem Avron die bei der ersten unterbrochene Arbeit vervollständigen. Ich hatte mich dabei als berittene Ordonnanz an der Seite meines Batteriechefs zu beteiligen. Am Morgen des 1. Januar 1871 früh 4 Uhr ging es bei mehreren Grad Kälte in die Nacht hinein, über Clichy, Livry und Villemomble nach dem Avron. In Villemomble, das wir durch das Bondyer Gehölz (Forêt de Bondy) erreicht hatten, wurden die Pferde zurückgelassen, und nun erfolgte, während unsre Festungsartillerie gehörig auf die Forts feuerte, um die Aufmerksamkeit des Feindes vom Avron abzulenken, die gründliche Beseitigung sämtlicher vorgefundenen Munition und deren Unschädlichmachung durch Ertränken in einem Wasserloche, wobei jede Explosion ausgeschlossen war. Die ganze Expedition kann als eine mit dem besten Erfolg belohnte bezeichnet werden. Zwar müde, doch frohes Muts über die überstandenen Erlebnisse und uns auf die im Quartier unterdessen eingegangenen Briefe und Nachrichten aus der Heimat freuend, langten wir erst mittag wieder in Coubron an.

Wie das vergangene Weihnachtsfest, so hatte uns nun auch der Jahreswechsel sehr ernst gestimmt. In der Sylvesternacht hatten wir ja das neue Jahr damit begonnen, daß wir vorsichtig und schnell auf feindlichem

Gebiete vorgingen, um den Belagerten zu schaden. Wir mußten es thun, um uns selbst zu schützen und unserm Ziele näher zu kommen, aber recht ernst waren die Gedanken bei diesem Thun. Mehr als je sehnte man das Ende der Belagerungszeit herbei. Mein Vater wurde in dieser Zeit nicht müde, uns zum Ausharren anzuspornen. An einem der Weihnachtsfeiertage schreibt er:

„In der Energie des Kampfes gegen Frankreich könnt Ihr deutschen Krieger nicht genug thun; Ihr dürft durchaus nicht geschont werden, und es kann Euch kein Doktor helfen. Es müssen neue Truppen nachgesendet werden. Ich gebe auch meinen zweiten Sohn noch hin und gebe ihm den Abschiedskuß vielleicht fürs Leben, aber es muß sein, die Franzosen müssen nieder! Mein ganzes Herz sehnt sich nach Dir, aber um den Preis eines faulen Friedens mag ich Dich gar nicht wieder haben. Lieber will ich mir den Sohn und noch einen vom Herzen reißen lassen, ehe ich zugebe, daß die Franzosen leichten Kaufs davonkommen! Aber sie wehren sich jetzt doch nach Möglichkeit. Sie haben jetzt 4 Armeen auf den Beinen: die Nordarmee bei Amiens, die Ostarmee bei Tours, die Westarmee in Lyon und die Pariser Armee. Ehe die drei erstgenannten vernichtet sind, denkt Paris nicht an Übergabe. Eure Cernierungsarbeit ist mehr negativ, d. i. abwehrend, defensiv. Der alte Moltke hat bis jetzt in allem recht, er wird's auch ferner machen. Augenblicklich haben wir Telegramm 126, das berichtet, daß das 3. Armeecorps die französische Nordarmee bei Amiens in 2 Tagen geschlagen habe.

Es ärgert mich, daß die Franzosen besondre Furcht vor Preußen haben. Wenn nur diese Nation die Deutschen fürchten lernen wollte!*). In den französischen Zeitungen steht nie das Wort „Deutscher“ und „Deutschland“, sondern stets nur „prussien“ rc.

Die Aufzählung aller Bescherungen zu Wohlthätigkeitszwecken würden Dich in Erstaunen setzen. Ihr guten Soldaten, Ihr könnt es glauben, hier schlagen Euch alle Herzen entgegen; man erkennt die Wohlthätigkeit der Opfer, die Ihr dem Vaterlande, unsrer Habe, unsrer Ehre und Wohlfahrt bringt; man bietet alles auf, um den Männern unter Euch, die Familie haben, ihre Sorgen abzunehmen; man betrachtet die Kinder der Krieger als die Kinder des Vaterlandes. Es ist wahrhaft erhebend und großartig, was gethan wird!“

Leider gab es auch in der Heimat Auswüchse, die namentlich durch das Hinausziehen des Kriegs entstanden waren oder doch wenigstens genährt wurden. Der Brief am Neujahrstag geschrieben, läßt sich darüber wie folgt vernehmen:

„Wie weit ist man in Sachsen noch vom Deutschtum entfernt! Kommt nur herein, Ihr Kriegsleute, und helft den Leuten, wascht dem Volke den partikularistischen Standpunkt aus. Gerade in den Tagen des allgemeinen Leidens sollte sich das Deutschtum bewähren. Was ist ein halbjähriger Krieg! Wie lange haben unsre Väter sich den Krieg gefallen lassen müssen! Wollen

*) Heute, nachdem 21 Jahre wiederum ins Land gegangen sind, könnte man denselben Wunsch noch immer aussprechen.

wir uns von den Franzosen beschämen lassen, die den Frieden in der Hand haben, wenn sie ihn haben wollten? Wollen wir, die Sieger, kleinmütig zagen, wenn die Besiegten auf dem großen Pferde sitzen? Wollen wir uns von unsern Söhnen beschämen lassen, die mutig im Felde aushalten und uns mit ihren Leibern schützen? Und wie erwacht die Tadelsucht! Da haben Bismarck und Moltke dieses und jenes nicht recht gemacht, da soll Frische in der Kriegführung fehlen, die Zeit des Sieges für die Deutschen sei vorüber u. s. w., so kann man hier klug reden hören. Dummheit und Niederträchtigkeit, Einfalt und Ängstlichkeit, Gedankenschwäche und Franzosenfreundlichkeit, Preußenhaß und Deutschfeindlichkeit paaren sich, solche hirnverrückte Dinge zu erfinden und zu verbreiten. Sage es nur Deinen Kameraden: wenn der Krieg mit den Franzosen vorbei sein wird, da fangt hier mit den Philistern an, da wird's reichlich zu thun geben. Es ist recht von Dir, daß Du unter Deinen Kameraden Aufklärung giebst, und wenn Ihr dann wieder zu Hause sein werdet, dann wird ein neues deutsches Leben angefangen, dann zum Teufel mit allen Sorten von Partikularismus, dann zusammengehalten, dann jeden gekauft, der vom deutschen Standpunkt läßt, und Ihr Soldaten geht im Deutschtum voran. Es lebe ein einiges, mächtiges Deutschland, in dem Sachsen ein respektabler Teil stets bleiben wird! Zunächst festgehalten; dann sollt Ihr der Sauerteig sein, der echtes Deutschtum in die sächsischen Gemüter bringt. Hier freut man sich, daß man gegen Paris ernstlich vorgeht. Der Erfolg der Beschießung des Avron überraschte: Telegramm 143 verkündigte

den tüchtigen Fortgang des Bombardements und gute Erfolge der Nord- und Südarmee. Nur man zu! Thue Deine rauhe, entsetzliche, harte Pflicht, aber sie muß gethan sein. Ich selbst könnte noch Kraft in den Knochen und Lust im Gemüte fühlen, zur Besiegung der Franzosen mitzuhelfen. Gott schütze Dich!"

30.

Ein großer Mangel, der von Tag zu Tag schreiender hervortrat, war zu jener Zeit die zerrüttete Kleidung der deutschen Krieger. Seit dem Auszuge von Dresden hatten wir täglich, selbst in den meisten Nächten, eine und dieselbe Uniform getragen. Man denke nur an die kleiderverwüstenden Biwaks! Ich war mit meiner Uniform so weit heruntergekommen, daß ich fast aus derselben herausfiel. Ein wahres Glück, daß wir bei dem Mangel an Einwohnern der von uns besetzten Gegend vor Paris uns wegen unsers äußeren Erscheinens nur vor uns selbst zu schämen hatten. Aber wie sollte es werden, wenn wir unsern Einzug in Paris halten würden? Wie würden wir vor den Augen der feinsinnigen Französinnen bestehen? Diese Gedanken wurden für uns, je nachdrücklicher und wirkungsvoller der deutsche Geschützdonner wurde, desto ernster und aufdringlicher. Da kam der 3. Januar, der Tag der Erlösung von den alten Kleiderfetzen! An diesem Tage erhielten die Mannschaften der Batterie endlich neue Bekleidung. Ich erhielt Rock, Mantel, Mütze und Beinkleider. Wie neu geboren kam

man sich vor, als man die zum Ekel gewordenen Stücke vom Leibe geworfen hatte. Wer hätte jemals denken sollen, daß man den Kampf mit dem Kleiderungeziefer aufzunehmen genötigt sein würde! Diese Not blieb uns nicht erspart. Welcher Schrecken durchfuhr uns, als das erste Gerücht von dem Vorhandensein des Übels in der Batterie laut wurde! Das Übel kam zu allen, auch zu dem sorgsamsten und gerüstetsten, und es war nicht zu bändigen und zu tilgen, obgleich unserseits die höchste Aufmerksamkeit und Sorgfalt waltete und auch die Apotheken der Heimat uns ihre kräftigsten Mittel lieferten. Schon wochenlang hatte man sich damit herumärgern müssen. Wie wohl that es da, als an Stelle der alten und morschen Kleidungsstücke, an denen nicht einmal der Flickfaden mehr hielt, endlich Ersatz kam! Nun glaubten wir von dem Übel befreit zu werden. Aber nicht lange dauerte es, und auch in die neuen Kleider waren diese lästigsten aller Gäste eingezogen, und wohl oder übel mußte man sich in das Unvermeidliche ergeben. Ich gestehe, meinen Augen sind Thränen der Wut und Verzweiflung ob des entsetzlichen und nicht zu bannenden Übels entstürzt. Nichts half. Erst die später wieder eintretende geregeltere Lebensweise befreite uns von der Plage.

Am 5. Januar unternahm ich mit dem Feldwebel einen Ritt nach Aulnay, da der Befehl der demnächstigen Umquartierung der Batterie nach diesem Orte gekommen war. Nachmittags 2 Uhr kehrten wir nach Coubron zurück. Kaum waren wir im Quartiere angelangt, da begannen die Franzosen auf der östlichen Fortsfront ein so entsetzliches Bombardement auf die von den Deutschen besetzten

Punkte, daß sich unsre Fenster in fortwährendem Zittern befanden. Hätten wir die Quartiere noch nicht erreicht, so wäre unser Rückweg gefährlich gewesen. Die Ursache der erneuten Franzosenwut war die Rekognoscierung, welche von einem der sächsischen Infanterieregimenter nach dem am Fuße des Forts Rosny gelegenen gleichnamigen Dorfe unternommen worden war. Der Feind überschüttete nicht nur dieses Regiment mit seinen Geschossen, sondern erhob auch ein verschärftes Bombardement auf der ganzen Ostlinie. Infolgedessen wurden wir sogar in Coubron alarmiert. Der Befehl zum Satteln und Anschirren kam. Wir brachten auch die ganze Nacht in Wachsamkeit und Kampfbereitschaft zu, ohne daß aber mehr als das unsinnige Schießen des Feindes für uns wahrnehmbar wurde.

Am nächsten Tage (den 6. Januar) erfolgte die Umquartierung der Batterie nach Aulnay, wo uns Truppen des preußischen Alexander- und Elisabethregiments Platz machten. Die Mannschaften einer preußischen Festungsbatterie, die dicht vor Aulnay aufgestellt war und aus vier mächtigen 24-Pfündern bestand, blieben jedoch hier. Es waren Pommern, überaus kräftige, stämmige Gestalten. Die schwere Arbeit in dem vom unablässigen Regen aufgeweichten Boden hatte ihrer äußern Erscheinung viel Abbruch gethan; denn sie sahen nichts weniger als appetitlich aus. Doch wir hatten keinen Grund, auf sie herabzusehen; denn hätten wir nicht vor wenig Tagen die förmlich vom Leibe herabgefallenen Sachen mit neuen vertauschen können, so wäre unser Aussehen, wenn auch nicht gerade so schmutzig, aber wie schon bemerkt, nichts weniger als anständig gewesen.

Die Zeit, die wir in Aulnay verbrachten, war voller Unruhe und Aufregung. Alarm über Alarm fand statt und oft wurde den Pferden während der Nacht das Zeug gar nicht vom Leibe genommen. Wir waren insofern selbst an dieser Unruhe schuld, als die Festungsbatterien ja unausgesetzt feuerten und beim Feinde die größte Beunruhigung hervorrufen mußten. Außerdem wurde oft genug wirklich ausgerückt, und fix und fertig standen wir dann an unsern Geschützen im Parke (Geschützpark*), jeden Augenblick zum Abmarsche bereit. Meist kehrten wir jedoch nach kürzerm oder längerm Warten in die Quartiere zurück. Man gewöhnt sich schließlich an alles, so auch wir an das Alarmieren. Sehr oft beurteilte ich nach der Stärke des feindlichen Geschützfeuers die größere oder geringere Notwendigkeit und Wahrscheinlichkeit eines Alarms. Und wurde in der Nacht das Knattern und Donnern besonders stark, so weckte ich meine Leute schon, um es zu ermöglichen, daß sie nach dem Ertönen des Alarmsignals die ersten auf dem Platze waren. Da man niemals mit Bestimmtheit darauf rechnen konnte, bald oder vielleicht überhaupt wieder in sein Quartier zurückzukehren, so mußte man seine Siebensachen — und hiermit meine ich vor allen die aus der Heimat geschickten „Freßkisten", soweit gerade davon übrig war — stets mit sich führen. Das Trabreiten durch die Dorfstraße nach dem Parkplatze, wo der Artillerist dann alles im Futterkasten bergen kann, machte sich mit einer solchen Kiste unterm Arm und einer andern vor sich auf dem Sattelkopf weniger gut.

*) Geschützpark heißen die vor dem Dorfe, in welchem Mannschaften und Pferde ihre Quartiere haben, dicht nebeneinander aufgefahrenen Geschütze und Wagen, welche eine Batterie ausmachen.

Unser Quartier war hier ein besseres als das, welches wir bei unserm erstmaligen Hiersein gehabt hatten. Ich hatte mit meinen Leuten eine ganz nette Stube, und die Pferde hatten einen guten Stall. Die Stube war mit wer weiß woher zusammengetragnen Möbeln ausgestattet. Als Stubenkommandant hatte ich zu meiner Verfügung das bequemste vorhandene Möbel, einen Großvaterstuhl. Dieser hatte einen guten Plüschüberzug, den wir abzogen, um Tabaksbeutel daraus zu fertigen, was seiner Bequemlichkeit nicht den mindesten Eintrag that.

Bei gutem Wetter wurde vormittags ausgeritten. Auch gab es zeitweilig in geregelter Abwechslung Vorposten- oder Parkwache. Der Vorpostendienst wurde hier von Infanterie und Artillerie geleistet. Dazu wurden stets 2 Geschütze mit dem zugehörigen Munitionswagen kommandiert, die in der vor Aulnay von uns aufgeworfenen Schanze schußbereit standen. Wir hatten auf Vorposten stets die Gegend nach Drancy und Le Bourget zu im Auge zu behalten. Diese gehörte dem Landstreifen an, der weder von französischen, noch deutschen Truppen besetzt war, auf dem aber die hin- und hergesendeten Kugeln oft genug spielten. Von den kriegführenden Parteien wurde dieser Streif nur zu besondern Zwecken betreten; denn die Gefährlichkeit des Aufenthalts auf demselben war uns allen klar. Dies hinderte jedoch die Pariser nicht, auf den Feldern von Drancy, das nicht allzufern von unsrer Feldschanze lag, die von den Besitzern im Stich gelassenen Feldfrüchte zu suchen. Mit Hilfe eines guten Glases sahen wir dort eine wimmelnde Menge von Leuten mit Kartoffelausmachen beschäftigt. Sie achteten der Gefahr nicht und bewiesen uns, daß die Lebensmittel-

not in Paris nicht gering sein konnte. Wir beobachteten sie, störten sie aber, wenigstens ernstlich, nicht. Wir hatten Überfluß an Kartoffeln; denn die deutschen Soldaten hatten zur Zeit der Reife reichlich geerntet und die Frucht auf den Feldern aufgespeichert. Schade, daß auch der Frost unter ihnen aufräumte!

Am 13. Januar kam wieder Ersatz für Gefallene oder als krank in die Heimat Entlassene. Wir Einjährigen (schon waren wir $^5/_4$ jährige geworden!) bekamen bei dieser Gelegenheit zwei Spezialkameraden als jüngern Nachwuchs. Da gab es ein Fragen und Erzählen, und die Erzählung von Kriegserlebnissen wechselte mit Berichten aus der Heimat ab. Mir wurde zu gleicher Zeit die Genugthuung, durch eine Beförderung der erste und älteste unter meinen Spezialkollegen zu werden.

Ende Januar sollte sich endlich die Lage der Sache vor Paris ändern. Unsre Herzen wallten stets freudig auf bei dem Gedanken an den Tag, an welchem wir nicht mehr Bekämpfende und Bekämpfte sein würden, an welchem der Höllenlärm der gegeneinander brüllenden Geschütze, an den unser Ohr nun so gewöhnt war, wie das Ohr des Müllers an das Klappern der Mühle, zum Schweigen kommen würde. Die Stille und Ruhe lebte für uns nur in der Erinnerung, nicht mehr in der Wirklichkeit. Da kam die Mitternachtsstunde vom 26. zum 27. Januar. Plötzlich schwiegen alle Geschütze. Wie neu geboren kam man sich vor, die Sterne blinkten wieder in friedlicher Stille, das Gefühl der größern Sicherheit kehrte wieder, das Bewußtsein des nahen Sieges erhob die Brust. Endlich erfuhren wir, was das Aufhören des Bombardierens zu bedeuten hatte: der Waffenstillstand war end-

lich, endlich! eingetreten. Das hungernde und aus tausend Wunden blutende Paris hatte seinen Widerwillen gegen eine Verhandlung und jeden fernern Widerstand aufgegeben.

Schon am 29. Januar folgte bekanntlich dem Waffenstillstande die Kapitulation der Stadt, und obwohl wir lange genug auf dieselbe gehofft und gewartet und wegen der täglich getäuschten Hoffnung manches herbe Zornwort in die Luft geschleudert hatten, so überraschte uns das Eintreten dieser Thatsache dennoch. Noch mehr aber staunten wir, als an diesem Tage vormittag 10 Uhr das Alarmsignal ertönte. „Wie reimt sich dieses zum Waffenstillstande?“ so ging unser Fragen. Wir standen bald versammelt und — empfingen die Kunde von der soeben erfolgten Kapitulation. Es kann sich niemand einen Begriff von der freudigen Aufregung machen, die nun im ganzen Heere ausbrach und sich in der verschiedensten Weise kund gab. Freudenrufe und thätliche Freudenäußerungen gegen Freunde und Kameraden wurden laut, und ähnliche Scenen ereigneten sich, wie die, welche mir am 2. September beim Durchstreifen eines Stückes Schlachtfeld und der vielen Biwaks auf demselben vorkam. Da fiel mir ein preußischer Gardeartillerist, ohne mich nur irgend zu kennen, vor lauter Freude, einen sächsischen Artilleristen vor sich zu haben, um den Hals. Alles war auf den Beinen. Hochrufe, Gesänge, Musik ertönten, Männer umarmten sich, jede Bewegung der Leute war elastischer, jeder Schritt rascher, jedes Antlitz leuchtend. Der 29. Januar war ein Glanzpunkt im Leben des deutschen Kriegers vor Paris!

Noch an demselben Tage wurden die Forts von

unsern Truppen besetzt. Schnell füllten sich die Straßen mit marschierenden Truppen, die gegen Paris zogen. Sich Begegnende und Vorbeimarschierende wurden mit ununterbrochenen Hochrufen begrüßt, die Musikchöre spielten dazwischen, und Grüßende und Begrüßte wetteiferten im Beifalls- und Glückwunschrufen.

Mitten in diesen Jubel hinein traf mich der Befehl, nach Livry zum Befehlholen zu reiten. In Sevran, durch das ich kam, sowie in Livry herrschte dasselbe Leben, und in letzterem Orte fand ich unsre lustigen sächsischen Schützen, die, wie mir schien, an freudiger Beweglichkeit alle andern Truppen übertrafen.

Und groß war wieder der Jubel in der Heimat.

Im Briefe vom 29. Januar heißt es:

„Heute ist es gerade ½ Jahr, daß Deine Batterie von Dresden fortging. Dort, wo sie beim Abmarsche aufgestellt war, da stehen jetzt Baracken und da sitzen die Rothosen. Wenig kümmert man sich um sie, und namentlich Dein Bruder Hermann hat einen kannibalisch antifranzösischen Standpunkt. Wie ganz anders wird es heute bei Euch aussehen als vor 8 Tagen! Dresden glänzt seit gestern im Flaggenschmucke, denn Ihr habt das stolze, das „heilige“ Paris bezwungen! Siehst Du, Sohn, das thut das Aushalten, das Festhalten, die treue Pflichterfüllung, die Niederzwingung des Mißmuts, die Freudigkeit in schwerer Zeit, der Glaube an die Gerechtigkeit der Sache, für die man kämpft. Ihr werdet nach Paris ziehen in wenig Wochen, unbelästigt, ohne den Revolver zu gebrauchen. Eure Feuerschlünde werden fürder schweigen; Frankreich liegt

zu Euern Füßen. Der 29. Januar reiht sich würdig an den 1. September. Ich beneide Dich nun, Du bekommst jetzt wieder etwas zu sehen, was der Rede wert ist; Du sitzest an dem Herde, an welchem die Weltgeschichte gekocht wird. Wir sind voll Freude und Hoffnung. Eure Freude ist unsre Freude! Allerdings giebt es eine Kriegspartei, Gambetta obenan, die den Krieg fortführen will; nichts kann dem unwillkommener sein als der Friede. Mit Spannung sieht die Welt auf Bordeaux, wo jetzt das Schicksal Frankreichs entschieden wird."

31.

Nun kam eine Zeit für uns, in welcher wir auch Orte besuchen konnten, die uns bis jetzt nicht zugänglich gewesen waren. Zunächst ging des Artilleristen Sehnen nach den Forts.

Schon am 31. Januar unternahm ich einen Ausritt nach Drancy, dessen Verwüstung durch die Geschosse, namentlich französische, eine vollkommene war. In die Kirche des Dorfes konnte ich gleich von der Straße aus durch die Lücken, welche die Geschosse in Thür und Mauern gerissen hatten, hineinreiten. Der Fußboden des kleinen, einfachen, aber wohl ausgestatteten Gotteshauses war mit den Trümmern der aufgewühlten Steinfließen und mit herabgestürzten Kalk- und Steinmassen bedeckt. Nur die Altarstatue und der Altar selbst waren von der Beschädigung unberührt geblieben.

Am 2. Februar besuchten wir einige Forts. Schon auf dem Wege dahin war uns die Ferme Groslay interessant, wo die französische Feldwache gehaust hatte. Zur Besichtigung dieser Jammerstätte stiegen wir von den Pferden. Das Ganze war nur noch ein großer Trümmerhaufen, und wir mußten, als wir denselben durchkrochen, Vorsicht anwenden, um von stürzenden Mauer- und Balkentrümmern nicht beschädigt zu werden. Die französischen Wachtsoldaten hatten sich zuletzt nur noch in den Kellerräumen aufhalten können. Ebenso war das Dorf Bondy verwüstet. Von hier ging es durch Noisy le Sec nach dem Fort de Noisy, wo wir mit Staunen die großartigen Veranstaltungen zur Beschützung der Stadt, zur Abwehr des Feindes, mit Genugthuung aber auch die Wirkungen der deutschen Geschosse sahen. Die Zerstörung, welche hier durch unsre Festungsgeschütze herbeigeführt worden war, war eine gewaltige und allgemeine, und wir sahen, daß nicht bloß der Hunger, sondern vielmehr die wirksame Beschießung der Forts und der Stadt die Kapitulation von Paris herbeigeführt haben mußte.

Mehr noch des Überraschenden bot das Fort Romainville, das den nördlichen Schluß der gewaltigen Ostfortkette bildet. Hier ist die Rundsicht eine vorzügliche. Wir sahen von hier aus auch das, wonach unser Sehnen schon lange stand: ein Stück Paris und zwar den nördlichsten Teil mit St. Gervais. Dabei gewannen wir zugleich eine Ahnung von der ungeheuern Ausdehnung der Stadt; denn der Himmel war gerade klar und die Fernsicht eine recht gute. Aber ebenso interessant war uns der Blick von hier oben auf die Stellungen, die wir inne gehabt hatten. Überall herrschte ein reges Leben und Treiben. Die dem

Fort zunächst liegenden Stadtteile hatten alle ihre Bewohner, groß und klein, herausgesendet, um Neugierde und Hunger zu befriedigen, und nur mit Mühe und Not konnten die Andrängenden von den ziemlich eng gestellten Cernierungsposten längs der Demarkationslinie abgehalten werden. Man mußte Mitleid mit dem armen Pariser Volke haben, das ebenso eingeschlossen bleiben mußte, wie die französischen Truppen selbst, obwohl manche darunter waren, die sich nach ihrem vielleicht nicht weit davon liegenden Heimatsorte sehnten. Ein Stück Brot oder Erbswurst wurde von ihnen dankbarst angenommen, und wir hätten viel geben mögen, um alle Verlangenden zu befriedigen. Solche Annäherungen unsrerseits geschahen ebenso aus Neugier, weil sich damit in der Regel ein kurzer Meinungsaustausch verband. Sehr lange blieben wir daher in Romainville im Verkehre mit den Parisern und im Genusse der reizenden Fernsicht. Wir hätten ja gern noch mehr von Paris gesehen, als es hier möglich war, aber wir trösteten uns mit der Hoffnung, bald in die gewaltige Stadt unsern Einzug zu halten. Viele Stunden verflogen uns hier, und erst spät kehrten wir über Bobigny nach Aulnay zurück.

Es dauerte nicht lange, so bekamen wir auch in unsern Quartieren Besuch von den Parisern, da es deutscherseits erlaubt worden war, daß gegen ausgegebene Passagierscheine einzelne in die Umgebung gehen konnten. Wir haben viele der Ansprechenden gesättigt, ihnen auch für die Ihrigen in der Stadt dies und das in ihre Bettelsäcke mitgegeben und ließen uns die Pariser Zustände schildern. So kam in unsre Stube mehrere Male ein Luxemburger, welcher auch leidlich deutsch sprach, der

unsre Teilnahme erregte und uns lebhaft die Freude der Seinen über die Gaben, die der Vater aus dem Lager der Feinde den Hungernden mitgebracht hatte, schilderte. Wir glaubten auch aus seinen Äußerungen zu bemerken, daß die Pariser mit Vorliebe nach der Ostseite ihrer Stadt, wo wir Sachsen lagen, auswanderten. Bald wurden uns jedoch die Besuche zu arg; denn unsre „sächsische Gutmütigkeit" wurde schließlich mißbraucht. Unter die wirklich Notleidenden mischte sich Gesindel, selbst räuberische Strolche, so daß wir endlich Strenge anwenden mußten. Ich als „Stubenkommandant" duldete zuletzt nicht mehr den Eintritt eines Franzosen in unser Quartier. Mir war überhaupt die Franzosenliebäugelei, die sich der Deutsche gern beim Verkehr zu Schulden kommen läßt, verhaßt. Wir lernten es zuletzt, die sächsische „Gutmütigkeit" beiseite zu lassen und wie es die Neuherstellung des deutschen Reichs erheischte — vor allem gut deutsch zu sein!

Anfang Februar wurde mir auf Verfügung meines Hauptmanns mein Pferd, meine liebe „Sechse", genommen. Damit widerfuhr mir ein bittrer Schmerz. Ich hatte dieses treue Tier lieben lernen wie einen Freund. Trotz seiner Bösartigkeit — am bösartigsten war es im Zusammensein mit andern Pferden — hat es mir persönlich nie etwas zu leide gethan. Ich hatte aber auch für dasselbe stets so eifrig gesorgt wie für mich selbst, wie es ja eines jeden Reiters Schuldigkeit erheischt. Darum sah es wohl aus und war gut bei Leibe. Deshalb hatte es gewiß unserm jüngsten Lieutenant in die Augen gestochen. Er war beim Hauptmann um Überlassung meiner „Sechse" vorstellig geworden, und derselbe hatte eingewilligt. Ich

war trostlos, und ich gestehe es, ich habe um mein Tier Thränen vergossen und schäme mich derselben nicht. Lange habe ich mich wegen der Trennung von meiner „Sechs" nicht zufrieden geben können und konnte mir's auch nicht versagen, das gute Tier fleißig zu besuchen, und ich weiß bestimmt, wenn dies geschah, da gab's Freude auf beiden Seiten. Der Verlust war für mich um so fühlbarer, da ich stets besondren Dienst that. Wie oft hatte ich schnelle und anstrengende Ritte zu den verschiedensten Zwecken auszuführen! Auch hatte ich zu erwarten, daß mir auf dem Wege nach der Heimat der Quartiermacherdienst wieder übertragen wurde. Ich schenkte zwar meinem neuen Pferde alle Sorgfalt, so daß es auch bald ein besseres Aussehen bekam und ich es lieb gewann, doch ersetzte es mir meine „Sechs" nicht, wie ich später auf dem Rückmarsche besonders erfahren mußte. Fast nie ließ ich jedoch mein altes, treues Tier aus den Augen und lebte immer in der Hoffnung, es früher oder später doch wieder unter mir zu haben.

Balsam auf die Kriegswunden war dann am 19. Febr. ein Ausflug über le Bourget nach St. Denis, wozu ich endlich Urlaub erhalten hatte. Tags zuvor hatte ich aus Livry, wohin ich zum Befehlholen geritten war, die Nachricht von dem Falle der Festung Belfort mitgebracht, und als ich dies nun mit hoch- und freudigpochendem Herzen meinem Batteriechef vorlas und dann die weitere Mitteilung brachte, daß die Zeit des Waffenstillstands bis zum 24. Februar mittags 12 Uhr ausgedehnt worden sei, da benutzte ich die freudige Stimmung des Hauptmanns dazu, einen Tag Urlaub zum Besuche von St. Denis für den folgenden Tag auszuwirken. Wir waren 4 Kame-

raden, 3 Einjährige und 1 Avantageur, die morgens 9 Uhr ihre Fußwanderung — schon hob Frühlingsahnung die Brust — dahin antraten. Wir gingen der Eisenbahn entlang über Drancy und le Bourget, dessen Bahnhofsgebäude nur eine grausige Ruine war, deren Bild ich, wenn genügend Zeit gewesen wäre, gern meinem Skizzenbuche einverleibt hätte. Auch Courneuve, das wir passieren mußten, war schrecklich zugerichtet, doch waren wenigstens einige Häuser, so gut es eben ging, wieder bewohnt. Es hatte sich sogar eine Weinkneipe aufgethan, wo wir ein gutes Stück Brot mit Käse und Wein zum Frühstück erhalten konnten. Dann kamen wir bei dem Fort de l'Est, einem Vorwerk des Hauptforts St. Denis, vorüber in die Stadt St. Denis, in welcher die ganze preußische Garde lag. Es that wohl, wieder einmal den Anblick einer großen, volkbewegten Stadt zu genießen. Unser erster Weg richtete sich nach dem herrlichen, an Architektur so reichen Dome, der die Grabstätte der französischen Könige und Regenten seit dem 10. Jahrhunderte ist. Der Dom war gerade außerordentlich stark besucht. Besonders groß war die Zahl der deutschen Offiziere, auch Prinz Georg von Sachsen befand sich darunter. In der Stadt herrschte das regste Leben, und trotz des Sonntags waren alle Verkaufsstellen offen und die Landleute hielten mit ihren Waren auf den Märkten. Bei unsern Kreuz- und Streifzügen durch die Stadt konnten wir auch manchen bösen Schaden wahrnehmen, den die deutschen Geschosse angerichtet hatten; selbst der Dom war beschädigt worden. Auf einem der Seine-Arme fanden wir mehrere Kanonenboote stehen, welche zum Ausschwärmen aus der Festung gedient hatten, die sehr klein, aber

leicht beweglich, gut gepanzert und mit 2 Geschützen besetzt waren, deren Einrichtung uns lebhaft interessierte. Nach dem Scheiden von der Stadt bestiegen wir noch im Fort de l'Est die Plattform eines der beiden Kasernengebäude, von wo aus man eine herrliche Aussicht nach Paris zu und über die Gegend jenseit der Seine genoß. Obwohl wir hier der Stadt Paris näher waren als auf dem Fort Romainville, so hinderte doch der breite Montmartre einen tiefern Blick in die Stadt, was wir sehr bedauerten. Wir kamen am Abend schwer ermüdet, aber doch befriedigt und erfreut über das, was uns der reizende Tag in idealer wie realer Richtung geboten hatte, in Aulnay an.

32.

Da der Waffenstillstand am 24. Februar zu Ende gehen sollte, so hofften wir für diese Zeit auch auf erneute Maßregeln und Veränderungen. Namentlich wurde viel von dem bevorstehenden Einzuge in Paris geschwärmt. Es kam zwar zunächst über diesen Punkt keine Gewißheit, doch rückten wir nun etwas näher an die „heilige" Stadt heran. Die Batterie zog nach Raincy, einem überaus lieblichen Ort, der ein einziger großer Garten zu sein schien und auch als Parc de Raincy bezeichnet wird. Ich war abermals der Batterie als Quartiermacher vorausgeeilt und als dieselbe Mittags eintraf, fand sie alles fertig und in Ordnung. Wir zogen in bester Stimmung ein. Der Tag war wiederum reizend, voll milder Früh-

lingsluft. Sämtliche Häuser sind freundlich und wohleingerichtete Landhäuser mit reizenden Gärten, schönen Parkanlagen, mit Teichen, auf denen Gelegenheit zum Gondeln war; nur an Möbeln war Mangel, die eisernen Gartenmöbel ausgenommen, welche zum Verfeuern im Kamin nicht dienlich gewesen waren, so daß wir uns oft wunderlich behelfen mußten.

Ich hatte mich in ein großes, dreistöckiges Haus einquartiert, das jedenfalls dazu gedient haben mußte, Sommergäste aufzunehmen, was daraus zu schließen war, daß das Haus meist einfenstrige Stuben und in jedem Stockwerke einen Saal hatte, der als gemeinsames Gesellschafts- oder Speisezimmer gedient haben mochte.

Wir verließen unsre Klause hier nie, ohne uns stattlich zu machen, und es lohnte sich wohl der Mühe, daß wir bei unsern Spaziergängen uns „fein" (!) herausputzten und mit blanken Sporen einherklirrten. Namentlich suchten wir hier gern den Marketender auf, bei dem wir nicht bloß etwas Delikates für den Mund, sondern auch etwas Wohlthuendes für das Auge in seinen beiden hübschen Töchtern fanden.

In Raincy wurden wir auch wohl verpflegt. Jeder Mann erhielt täglich seinen halben Liter Wein, und außerdem öffnete sich hier noch manche ungesuchte und unentdeckte Weinquelle in den Privatkellern, da hier noch niemand das Absuchen hatte in Ruhe besorgen können.

Sehr schön ist auch die Umgebung von Raincy. Von reizenden Anhöhen überschaut man die mit Landhäusern besäte Gegend, den Mont Avron, der nicht weit von Raincy sich erhebt, sowie eine ganze Reihe von Forts. Ganz vorzügliche, hier in der Nähe angelegte, also weit

vorgeschobene Festungsbatteriegeschützstände der Sachsen hatten während der letzten Wochen das Ihre dazu beigetragen, den herüberlugenden Forts eine ernstliche Lektion zu erteilen. Diese festen, mittels Schanzkörben u. s. w. hergestellten Geschützstände, sowie die in die Schanze führenden Laufgräben waren gehörig von den Forts ins Feuer genommen worden, wovon unzählige Granatlöcher in den Befestigungen und auch die Aufwühlung des Erdreichs zeugten. Mit wahrer Befriedigung sieht man sich nachträglich solche Stellen an, einmal im Gefühle der augenblicklichen Sicherheit, dann aber auch deshalb, weil wir unendlich viel Schweres und Heißes überstanden hatten und weil die bangen Stunden, in denen wir bei Nacht und Nebel den Feind zu beschleichen und zu beobachten gehabt hatten, nun nicht wiederkehrten.

Aber noch immer blieb uns die Seinestadt verschlossen, denn noch immer waren wir Cernierungsarmee, und vom Einzuge in Paris wurde viel geredet, selbst gefabelt. Es galt für bestimmt, daß derselbe Anfang März erfolgen werde; daher wurde es nötig, um als stattliche Truppe vor den Augen der Pariser zu erscheinen, alles unscheinbar Gewordene und namentlich auch die Geschütze selbst, d. h. alle Holzteile frisch anzustreichen und zu lackieren, sowie Uniform und Waffen spiegelblank zu putzen. Schon bedeutend herabgedrückt wurde die Stimmung, als der Befehl kam, daß nur ein Teil der Belagerungstruppen einziehen werde, und geradezu bitter waren die Gefühle und herb die Worte, nachdem der Befehl vom 3. März uns auch die letzte Hoffnung raubte, stolz in Paris einziehen zu dürfen. Wir alle verwünschten diese Friedensklausel und fanden damals darin eine allzugroße Rück-

sichtnahme auf die französische Empfindlichkeit und eine gewisse Rücksichtslosigkeit auf das ganze deutsche Heer.

Nur eine Genugthuung und Freude sollte uns etwas später werden: den König Wilhelm, den Siegreichen, den neuen Kaiser von Deutschland als solchen zu sehen, als derselbe am 7. März über alle nichtpreußischen Truppen Revue hielt. Diese fand auf der großen Ebene zwischen Noisy le Grand, Brix und Villiers, also auf dem Schlachtfelde vom 2. Dezember, statt, wo sich die bayerischen, sächsischen und württembergischen Armeecorps sammelten. Der Kaiser erschien mit einem glänzenden Gefolge, ritt sämtliche aufgestellten Truppen ab und ließ sie hierauf defilieren. Mächtig war das Gefühl, als der alte, ehrwürdige Kaiser auf seinem prächtigen Fuchs, den er an diesem Tage ritt, in meine Nähe kam. Beim Defilieren bildete das sächsische Armeecorps den Schluß und den Schluß des Corps wieder die Artillerie. Wir waren die letzten, die vom Platze abrückten; es geschah dies erst nachmittags 4 Uhr, und schon morgens 8 Uhr waren wir von unserm Quartier Raincy abgerückt! Abends 6 Uhr kehrten wir erst wieder dahin zurück.

33.

Auch in der Heimat wechselten die Gefühle und Stimmungen in diesen Tagen sehr. Alles war gespannt, was nun in Frankreich werden und ob der glänzende Einzug in Paris nicht bald stattfinden würde. Noch war die deutsche Heeresführung wachsam und vorsichtig im

höchsten Grade; denn so sehr nun der Norden Frankreichs zum Frieden neigte, so zeigte doch der Süden noch Kampfgelüste. Es waren daher bereits zwei deutsche Armeecorps von Paris nach dem Süden abgerückt, und dazu war Mitte Februar während des Waffenstillstandes die Nachricht von der Kapitulation von Belfort eingelaufen. Es war also immer und immer wieder noch alles zum Losschlagen fertig, wenn die französischen Tollköpfe noch einmal Widerstand leisten sollten. Alles sehnte sich nun aber nach dem Frieden, nach dem Ende, ja in der Heimat glaubte man schon an unsre baldige Heimkehr.

„Schon trifft man hier Vorbereitungen zum Friedensfest“ — schreibt mein Vater. — „Ich denke jetzt lebhaft an den allgemeinen Bettag zu Beginn des Krieges, und ich fühle die Angstschauer noch, die da durch meine Seele gingen — und jetzt — jauchzen könnte man! — jetzt ist der Alp abgeschüttelt, jetzt muß der Feind um Frieden einkommen, und Euch, Ihr Krieger, dankt dies Deutschland, die Welt! Auf den Händen sollt Ihr getragen werden, wenn Ihr heimkommt, was, ich glaube es gewiß, im März erfolgen wird. Gott geleite Dich glücklich in unsre Arme! O, nirgend schöner als daheim!“

Und am 28. Februar:

„Wir glauben, daß Du auf dem Wege nach Paris bist. Hier ist Freude und Jubel, und die rechte, große, ungeheure Freude wird erst losgehen; denn ein Fest, wie das zu erwartende Friedensfest, hat es noch nicht gegeben. Das erlebt die Welt bloß aller Jahrtausende einmal. Gestern, als ich nachmittags durch die ge-

schmückte Stadt ging, durch das Gewühl der Menschen, da sind mir die Augen übergegangen. Wenn wir nur erst die vielen Rothosen, denen man auf allen Straßen begegnet, los wären! Nun, imponiert nur den Parisern, determiniert durch Eure martialische Haltung! Mit dieser Sorte nicht liebäugeln, sondern nur im Ernste reden! Paris könnte eine tüchtige Straflektion noch vertragen. Wir freuen uns auf Deine Mitteilungen aus Paris und vom Einzuge. Nächsten Freitag ist Reichstagswahl in ganz Deutschland. Ich wollte, das Heer könnte mitwählen. Wir könnten hier das Heer gegen die Franzosenfreunde, die Sozialdemokraten, gebrauchen. Es ist wirklich stark, wie sich diese Sippe jetzt noch rühren kann!“

Am 2. März nachmittags:

„Heute vormittag kam die Nachricht: „Der Friede in Bordeaux ist unterzeichnet, 546 Ja und 107 Nein.“ Durch Wilhelm ist die Nachricht noch nicht da; darum fehlt noch Friedensgeläute, aber alle Häuser, Türme flaggen. Ich habe noch alle Hände voll zu thun: Rede ausarbeiten, tausenderlei anordnen. Seid tausendmal gegrüßt, Ihr Kriegsleute!“

Und am 5. März heißt es:

„Wir sind mitten im Friedensfestjubel. Mitten aus demselben heraus kommt dieser Brief. Gestern Abend der Aufzug der Polytechniker und Akademiker: Barbarossas Auffahrt. Es war prachtvoll, das Fackellichtmeer herrlich und die verschiedenen Völkerschaften mit ihren Bannern in des Kaisers Begleitung (Dein

Bruder H. war ein Thüringer), Zwerge, Gnomen, Schalksnarren u. s. w., kurz die Idee des Zugs war reizend durchgeführt und ist dann in der geselligen Zusammenkunft auf dem Feldschlößchen weitergesponnen worden. Das Gedränge auf den Straßen war zum Teil lebensgefährlich. Heute morgen ist die Nachbarschaft von Dresden, einige Meilen in der Runde, eingetroffen, Dresden wimmelt von Besuchern. Die Feierlichkeit auf dem Altmarkte, die Bekränzung der Germania, Gesang, Musik, Hochrufe, 12—1 Uhr Glockengeläute, heute abend Illumination, wie sie noch nicht dagewesen ist.

Du schriebst heute über Deine Not, daß Du nicht nach Paris kommen würdest. Wir wußten es schon, und ich wiederhole dazu: das ist nicht recht. Nun, mein Sohn, es geht im Leben immer etwas schief. Trotzdem werden die Pariser an die Deutschen denken und Rache schnauben; doch sie sind wie die Hunde, die den Mond anbellen. Der deutsche Mond wird ruhig seine Bahn gehen, und die Buben über dem Rhein — nein, über der Mosel — mögen schimpfen, lügen, geifern, sprudeln, sich die Köpfe einrennen! Immerhin, sie haben ihre Lektion weg! Ehe sie zum Austeilen kommen, da muß viel Wasser im Rhein hinunterlaufen und dann sind wir auch noch da. Nächstens werden die gefangenen Franzosen truppweise abziehen; fahrt wohl †††. Selbst Dankeserweisungen liest man von ihnen in den öffentlichen Blättern."

34.

Der Friede war geschlossen. Das Heer, das Paris eingeschlossen hatte, sollte nun zwar den deutschen Grenzen zumarschieren, doch bis zur Erfüllung gewisser Friedensbedingungen auf französischem Gebiete und in festen Standquartieren bleiben. Am 8. März kam der Befehl, daß unsrer Batterie die Festung la Fère, nordostwärts von Paris gelegen, zu ihrem Standorte bestimmt worden war.

Wieder ging ich als Quartiermacher voraus und nahm Abschied von Paris und seinen Ostforts. Am 10. März morgens brach ich mit meinem Sergeanten Morgenstern auf, ostwärts — d. h. heimwärts! Die Batterie hatte erst am folgenden Tage ihren Marsch anzutreten. Daß die Quartiermacher viel früher abgesendet wurden, als dies auf dem Hinmarsche der Fall gewesen war, war eine Maßregel, die ebenso zur besseren und sicheren Unterbringung der Batterie als zur Schonung der Quartiermacher selbst sich notwendig machte. Das Quartiermachen ist oft eine Strapaze und dazu ein verantwortungsreiches Geschäft. In Rücksicht auf die Jahreszeit und auf die Gesundheit der Mannschaften sollte hinreichendes und gutes Quartier geschafft werden. Darum erhielten wir neben vorgeschriebener Route auch die genügende Zeit, unser Geschäft abzuwickeln. In den Tagen unsers Abmarsches setzten sich viele Truppen nach ihren neuen Standquartieren in Bewegung, und je näher wir uns noch bei Paris befanden, desto dichter marschierten die Truppen. Da trafen manchmal in kleinen Orten die Quartiermacher verschiedener Truppengattungen zusammen. Geschieht dies,

so werden Verhandlungen gepflogen und Vergleiche abgeschlossen, um nicht Reibungen zwischen den Quartiermachern hervorzurufen. Sehr wichtig ist es, daß man als der erste an einem Orte eintrifft. Hat man als solcher seine Bestimmungen getroffen, so werden diese von später ankommenden Quartiermachern in der Regel als bindend angesehen und höchstens zu Gunsten höherer Offiziere verändert. Die für den Rückmarsch angeordnete Art des Quartiermachens, bei welcher wir stets um einige, mindestens aber um einen Tag der Batterie voraus sein mußten, hatte für uns aber auch die Beschwerde, daß einer von uns beiden, wenn unsre Arbeit in einem Orte beendet war, zur Batterie zurückritt, die getroffenen Bestimmungen dort übergab, um dann von neuem wieder vorauszueilen. Auf diese Weise kam es vor, daß man ein und denselben Weg dreimal zurücklegte. Während des Marsches kam ich daher vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht vom Pferde, mußte sogar oft meine Mahlzeiten auf demselben halten. Wie oft habe ich dabei meinem treuen Tiere (das allerdings nicht mit meiner „Sechs" zu vergleichen war), wenn es begehrlich den Kopf nach mir wendete, einen Bissen hinter das Zaumzeug geschoben!

Sehr störend wurde bei meiner Arbeit ein Übel, das ich mir durch die ungewöhnte Lebensweise im Felde zugezogen hatte. Es waren Anschwellungen in der Knöchel- und Wadengegend, die sich bei allzuanstrengendem Dienste und der außerordentlichen Ruhelosigkeit als Quartiermacher zur Bildung von kleinen Wunden im Beine steigerten. Wenn ich vom Pferde stieg, kam es vor, daß ich längere Zeit unfähig war, einen Schritt

zu thun und dann nur nach und nach wieder zu gehen vermochte.

Villeneuve, Ormoy au Villiers, Rouville, Vauciennes u. s. w. (s. beigefügte Marschroute) waren die ersten Quartiere nach dem Abmarsche von Raincy. Während des Rückmarsches hatten wir abscheuliches Wetter. Die letzten Wochen vor Paris hatten uns liebliches Frühlingswetter vorgegaukelt, und nun war der Himmel fahl, die Luft kalt, der Wind oft schneidend. Das Frühlingswetter, das bereits in Raincy vor Paris die Veilchen im Freien aus der Erde gelockt hatte, war in Regenwetter umgeschlagen. Eines Tags (16. März) hatten wir sogar dichten Schneefall mit Sturm, so daß die auf der Landstraße hinziehenden Kolonnen plötzlich einen eigentümlichen Anblick boten. Die vielen zusammengekauerten, auf ihren Pferden sitzenden und tief in ihre Mäntel verkrochenen, weiß beschneiten Männer, wandelnden Schneemännern vergleichbar, und die dicht beschneiten Geschütze und Wagen erinnerten an das Napoleonische Heer in Rußland 1812, wenn auch unsre Gemüter nicht so wie die der damals in den russischen Schneefeldern flüchtig dahineilenden Franzosen herabgedrückt, sondern nur von Heimatssehnsucht erfüllt waren. Glücklicherweise konnte ich an diesem Tage in Pierremande gute Quartiere bestellen und übergeben. Mich selbst hatte ich zu einem gutmütigen, aber pudelnärrischen Kerl von Bauer gelegt, der mich reichlich bewirtete, mir ein gutes Bett zur Verfügung stellte und abends sogar mit mir in die Dorfkneipe ging. Im allgemeinen gab man sich überall, wohin wir kamen, Mühe, uns als Feinden nichts abgehen zu lassen und uns gutzustimmen. Besonders viel und guten Cider habe ich in

dieser Zeit getrunken und schätzen lernen. Auf unserm Marsche berührten wir die Festung Soisson an der Aisne und langten am 17. März vormittags 10 Uhr in la Fère an, einer kleinen Festung, die wir bis zum 1. Juni nicht verlassen sollten.

La Fère, im Aisne-Departement gelegen, ist ein Übungsplatz der französischen Artillerie, besitzt große Schießplätze und Stände und war insofern für uns gut geeignet, als wir treffliche Ställe für unsre Pferde fanden. Wir erhielten Quartier bei den Bürgern, ich selbst bei einem Confiseur (Konditor) in der schmalen Rue du Pignon vert. Mein Wirt, samt seiner Gattin und einer Tochter versorgten mich gut, aber nicht über die Grenzen ihrer vorgeschriebenen Pflicht hinaus. Fleisch und Gemüse erhielten wir von der Batterie geliefert. Ich übergab es zur Zubereitung an meinen Quartierwirt, und niemals hatte ich Ursache unzufrieden zu sein. Regelmäßig stand eine Flasche Rotwein auf dem Tische. Im Obergeschoß stand mir ein gutes Bett in einem kleinen aber freundlichen Raume zur Verfügung. Um dahin zu gelangen trat man von der Straße durch die klingelnde Ladenthür in den mit Süßigkeiten gefüllten Konditorladen und stieg von hier aus auf einer Wendeltreppe in das Stockwerk hinauf. Als Bewohner des Hauses ging ich frei aus und ein und begegnete demnach den einzelnen Angehörigen der Familie oft. Mit der Zeit bildete sich ein recht hübscher Verkehr zwischen uns und den Bürgern aus, wenn auch das meiste mit kalter Höflichkeit seine Erledigung fand. Wie konnte auch der immerwährende Anblick des verhaßten Feindes, der in den Häusern aus- und einging, die Bitterkeit der Gemüter vermindern! Dazu fand ich oft genug Gelegen-

heit, den verkehrtesten Ansichten zu begegnen, wie sie bekanntlich in ganz Frankreich verbreitet waren: unsre Siege seien unrechtmäßige, bald werde sich das Verhältnis umkehren, und was dergleichen dummes Zeug mehr war. Sehr bald hatte ich mir unter den Restaurants der Stadt das „Café Réunion“ als Stammlokal herausgesucht, wo wir heitre, unvergeßliche Stunden verlebt haben. Wir wurden bald so einheimisch dort, wie die Eingebornen selbst, ja es entspannen sich dadurch Bekanntschaften und freundlicher Verkehr mit einzelnen; auch gab es Einladungen zu kleinen Festlichkeiten, wie sie in einem Restaurant von seiten des Wirtes als Zugmittel veranstaltet werden. Besonders wurde auch das feine Carambolagespiel kultiviert. Der Wirt des Lokals war ein feines Männchen mit wohlgepflegtem Haar und Bart, feinen Händen und Fingern, wohlgepflegten Nägeln, saubersten Kleidung, gewöhnt, etwas Gutes zu essen und den ganzen Tag die Hände in den Schoß zu legen. Er empfing mich stets als „le caporal serieux“, weil ich trotz fleißigen Verkehrs im Lokal und bei aller Erwiderung der Zuvorkommenheit des Franzosen das Verhältnis nicht über die Grenzen, welche die Franzosen selbst innezuhalten pflegten, hinauskommen ließ, d. h. ich blieb ernst und kühl.

Nicht vergessen darf ich hier auch der alten Madeleine, einer Deutschen, aus Bayern gebürtig, gut deutsch gesinnt, sowie außerordentlich wohlmeinend gegen uns. Ihr Mann, ein Franzose, hatte am Kampfe gegen die Deutschen teilgenommen und befand sich als Gefangener in unsrer Heimat. Mutter Madeleines Hauptstärke bestand in der Zubereitung eines ganz vorzüglichen Kartoffelsalats, der reißenden Absatz fand, so daß wohl die halbe

deutsche Besatzung von la Fère ihre Kundschaft wurde. Es waren ihr einige Räume in den großen Militärgebäuden überlassen worden, in denen sie schaltete und waltete und uns trefflich bewirtet hat. Ich wurde mit meinem Freunde Kopp bald ein gern gesehener Kunde der alten Frau. Nach dem Weggange der Deutschen wanderte sie auch mit aus und ließ sich im Elsaß, in Neudeutschland, nieder.

Im übrigen bildete sich hier ein regelmäßiger Dienst aus. Das tägliche Leben wurde geordnet und damit auch sehr merklich unser körperliches Befinden. Ausflüge in die nähere Umgebung gaben Aufmunterung und Belehrung. Konzerte wurden veranstaltet, und täglich fand Parade der ganzen Garnison wie zu Friedenszeiten statt; diese zu besuchen war ein Hauptanziehungspunkt für mich. Der erste Kaisergeburtstag (am 22. März) wurde echt militärisch, wie wir es von da an alljährlich gethan haben, und ganz besonders feierlich begangen. Das mutete uns an wie Heimat und Friede. Sehr gern hätte ich allerdings St. Quentin oder Reims besucht. Paris näher zu sehen, war uns ja auch versagt geblieben, so hätte ich gern eine dieser beiden Städte gesehen. Ich trug den Wunsch meinem Hauptmann vor, wurde jedoch — mir noch heute unverständlich — abgewiesen! Das hat mich, da ich das Vertrauen meines Hauptmanns zu besitzen meinte, tief geschmerzt.

Der Franzose ist ein Weintrinker. Auch der deutsche Biermagen hatte den Wein vertragen lernen, und oft hatte man sich darin eine Güte gethan. Manchen Streifzug, der nur den Kneipen galt, habe ich mit Freund Kopp unternommen. Es kam aber über uns manchmal

ein förmlicher Bierdurst, der mit der Heimatssehnsucht zusammenzuhängen schien. Welch ein Wohlgefühl erfüllte unsre Seelen, als einst plötzlich unser Marketender heimatliches Bier schenkte. Er hatte eine starke Sendung Bock- und Feldschlößchenbier aus Dresden erhalten, das uns trefflich mundete. Er machte dabei ein so gutes Geschäft, daß er die Sendung wiederholen ließ. Sein Vorrat ging stets reißend ab. Da hatten wir das dunkle oder goldgelbe schäumende Getränk wieder vor uns im Glase, einen grüßenden Gast aus der Heimat, und er floß wieder leckernd über die Zunge. Unser Biergenuß blieb trotz alledem nur ein Kosten, ein Naschen; denn um allzuhohen Preis mußten wir uns denselben erkaufen, so teuer wie daheim den Genuß des Weins, den wir hier so außerordentlich billig haben konnten.

Während unsers Aufenthaltes in la Fère trafen schon viele bisher in Deutschland gefangen gehaltene Franzosen hier ein, die nun zu den Ihrigen zurückkehren konnten. Unserm Feinde wurde demnach die Freude, die Heimat wiederzusehen, eher als uns zu teil. Der Gedanke, diese kommen aus Deutschland, aus dem Lande unsrer Sehnsucht, ließ uns dieselben mit eigentümlichen Gefühlen betrachten. Ja, ich hätte sie beneiden können, wenn ich mich der Vorstellung hingab: wer weiß, ob nicht der oder jener das gesehen hat, was wiederzusehen meine ganze Seele mit Innigkeit verlangt!

Anfang Mai fand in la Fère die Firmung der zwölfjährigen Knaben und Mädchen statt. Die Stadt war festlich erregt und wir unliebsamen Gäste hatten viel zu schauen. Ich hatte bereits die Kirchen der Stadt wiederholt besucht und gern dem (katholischen) Gottes-

dienste beigewohnt. Aber die Firmung zu sehen ist etwas Seltenes für den Bewohner eines protestantischen Landes. Wir sind gewöhnt, die Konfirmanden an dem Tage ihrer Einsegnung in dunkle Farben gekleidet zu sehen. Hier waren die Mädchen weiß gekleidet, und über die Schulter lief, über der Taille sich schließend, ein blaues Band. Die ganze Figur des Mädchens bedeckte ein weißer Schleier, von dem Kopfe bis zum Saume des Kleides reichend, und auf dem Kopfe selbst trug es einen Kranz von weißen Rosen. Die Knaben trugen weiße Beinkleider und am linken Arme eine große, weiße Schleife, deren Enden mit goldenen Fransen besetzt waren. Die Firmlinge nahmen ihren Weg sowohl in die Kirche als von dort zurück in großer Prozession. Sie gingen in zwei Reihen nebeneinander, eine Knaben- und eine Mädchenreihe bildend, dazwischen blieb eine freie Gasse. Jedes Kind wurde von einem Erwachsenen, dem Firmpaten, begleitet. Den Schluß des Zuges bildete die Geistlichkeit, in ihrer Mitte die hervorragende Gestalt des Bischofs von Soisson, der ununterbrochen den ihm entgegengehaltenen Kindern seinen Segen erteilte. Seine Hand trug einen großen, weithin sichtbaren Ring, den er fleißig den Leuten zum Küssen entgegenhielt. Die ganze kirchliche Handlung dauerte von 9 bis 1 Uhr. Für uns war es eine willkommene Abwechslung in dem Einerlei des täglichen Dienstes.

Trotz des angenehmen Lebens (ich hatte mir aus der Heimat bequeme Sachen, leichte Stiefel und Sporen, gute waschlederne Handschuhe schicken lassen, um, wenn es anging, namentlich die schweren Reithosen ablegen zu können) hoffte man sehnlichst auf Erlösung. Das Leben

hier war durchaus nicht billig. — Jeder neue Tagesbefehl, jedes Zeitungsblatt täuschte aber unsre Hoffnung auf baldige Rückkehr in die Heimat, und die Heimatssehnsucht wuchs zuletzt riesengroß. Dazu lauteten die Nachrichten aus Paris entsetzlich. Dort wütete die scheußlichste Revolution, alle Gesellschaftsordnung war aufgelöst, und Einzelheiten über die Pariser Zustände, die wir in französischen Zeitschriften lasen, erfüllten uns mit Grauen. Sie vernichteten aber auch unsre schönsten Hoffnungen. Gerüchte von Stockungen der Kontributionszahlungen an Deutschland ließen auf eine unabsehbare Verlängerung der Occupationsperiode schließen, und unsre Geduld wurde auf die härteste Probe gestellt. Mit jedem Briefe aus der Heimat glaubte man Einzelheiten erfahren zu können, die auf günstige Veränderung der Zustände hoffen ließen. Wohl brachten sie mir über die ganz abnormen Zustände dieser Zeit Aufklärung, doch die Kunde: Ihr kehrt nun zurück! brachten sie nicht.

Mitte März schrieb der Vater:

„Die Franzosen sind in jeder Beziehung bankerott. Hier hat man keine Hoffnung auf baldige Wiederkehr unsrer Truppen; denn die deutschen Hände müssen fernerhin auch noch schwer auf Frankreich liegen bleiben. Ich wollte, ich könnte Dir mein Inneres zeigen. Alles ist mit Dankbarkeit gegen das Kriegsheer erfüllt. Kronprinz Albert, der am 12. März hier empfangen wurde, hat alle Ehre, die man ihm hier geben wollte, auf Euch, das Heer, abgelenkt! Das Heer ist über alles Lob erhaben! Wenn nur ein einheitliches Kommen des Heeres möglich wäre! Im Augenblicke kann man

Dich nicht loslassen, denn das Heer ist draußen nötig. Die Ohren steif! das Herz frisch! Ich kann mir's schon denken, daß es Dir jetzt in Deinen Briefen schwer fällt, zu scherzen, Landschaftsbilder zu malen und zu philosophieren."

Den 2. April: „Man fängt in Paris an sich nach den Deutschen zu sehnen. Aber freßt, ihr Franzosen, eure schwarze Suppe nur selber. Aber aushalten! festhalten! Solche Zustände sind so abnorm, daß wir alt werden können und wir werden sie nicht wieder erleben. So lange Frankreich diesen Raptus hat, ist von Zahlung der Kriegsentschädigung keine Rede, und das ist eben der schlimme Kasus: werden die Friedensbedingungen nicht erfüllt, da beginnt der Krieg von neuem. Gestern kamen tausend Landwehrleute hier an. Die Stadt hatte geflaggt.

In Paris donnern die Geschütze, dort erschlägt aber jetzt ein Bruder den andern! Man zweifelt hier nicht am Niederwerfen der „Kommune-Sucht". Die Republik, die einem ehrbaren Deutschen schon etwas Greuliches sein sollte, ist gegen das Kommunentum ein unschuldig Kindlein. Von Frankreich aus geht diese Idee durch die Welt. Wie wird es in einem Jahre mit der Kommune-Idee stehen? Welche Aufklärung haben wir zu erwarten? Unser Standpunkt ist ein beschränkter und einseitiger. Hier muß ein Standpunkt genommen werden, so hoch, daß man die Jahrhunderte und Jahrtausende überschaut. Die Grundidee des Kommunismus in Frankreich ist etwa die: Unter Napoleon gab es in Frankreich keine freie Gemeindeverfassung, die kaiserliche Regierung bestimmte die Wahlen der Ge-

meindevertretung und der Beamten in den Städten, beaufsichtigte die Ausgabe und Einnahme, es konnten sich also die Gemeinden nicht rühren. Nun sind sie den Kaiserdruck los, und nun verlangen sie Selbstregierung. Da die Kommune aber durch Revolution hervorgerufen worden ist, so haut sie über den Strang und wirft alles Bestehende über den Haufen. Das ist der Fluch der Tyrannei, daß sie den Gegensatz, die Anarchie, hervorruft, und diese wieder erzeugt neue Tyrannei. „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Was Thiers jetzt erfahren muß, das ist dem Heuchler schon recht, der nun schon der 4. Regierung und Regierungs*form* dient. In Paris spielt sich jetzt eine Weltfrage ab, die nicht zu unterschätzen ist; in Paris wütet ein luftreinigendes Weltwetter, und das muß ausgehalten werden!

Endlich muß alles ein Ende nehmen, und je größer die Tollerei in Frankreich, desto schneller ihr Ende. Du stehst, lieber Sohn, in den Jahren, wo die Ideale der Jugend noch blühen. Die mögen Dir erhalten bleiben, und an Dir kann das Geschick noch viel gut machen; aber eine Erfahrung machst Du: es wird nichts so, wie man es vorweg malt. Da stehen Rosenwolken am Himmel und schimmern lieblich, aber dunkle Donnerwetter lauern dahinter; Drohwolken stehen im Westen, und besorgt blicken wir auf sie — und sieh, es gestaltet sich ein furchtbares Donnerwetter, das leicht vorübergeht und segnend über die Fluren zieht. Also laß nicht den Unmut Dich stören. Wie viel glücklicher bist Du, als Tausende, die mit Dir zogen! „Vergiß, was dahinten ist, und strecke Dich nach dem, was vornen ist!"

Nimm Dir wieder einmal Urlaub und siehe Dir etwas an, z. B. St. Quentin, Reims, Calais oder nähere Städtchen und Städte, vervollkommne Dein Französisch, lies namentlich französisch und denke Dich immer mehr hinein.

Die ganze Welt sieht jetzt auf Deutschland. Andre Nationen fangen schon an die deutsche Heereseinrichtung ins Auge zu fassen. Preußens Wehrsystem, gepflanzt auf Volkswehr, ich glaube, man kann die Welt damit einreißen. Wehrsystem und Volksbildung, abgesehen von der Einheit! Was sperrten die Franzosen und die Engländer und die Schweizer das Maul auf, als die Beschießung von Paris begann! Da waren die Deutschen Barbaren, da hatten sie das Volksrecht verletzt und hatten nicht gesagt: Erlauben Sie gütigst, gehen Sie weg, hier wird geschossen! Da galt es den Schutz der „heiligen Stadt". Und als Paris endlich besetzt werden sollte, da durften nur einige auserwählte Regimenter hinein; und jetzt? jetzt liegen die Prachtgebäude der „heiligen Stadt" in Trümmer, Palast auf Palast ist gefallen, die Kunstschätze sind zerstört. Die Deutschen haben die Stadt geschont. Und nun? Jetzt hat der französisch-europäische Janhagel sie mit Petroleum, mit Feuer und Schwert verwüstet. Das ist die Nemesis. Sie hat das Blut vergießen müssen, das Ihr schontet, und die deutschen Krieger sind in den Augen der Welt gerechtfertigt, und man erkennt ihre Milde und Rücksicht, und die Mäuler, die sich weit aufrissen, die klappten wieder zu. Euch armen Kerle hat der Pariser Aufstand aufgehalten und uns alle genarrt, aber er ist eine köstliche Zugabe zu Euern Siegen. Deutschland hat dadurch moralisch erreicht, was es bei Sedan u. s. w. durch die Waffen gewann!"

35.

Das Ende des lieblichen Monats Mai kam und mit ihm der Befehl, auch für uns in la Fère, zum Aufbruche nach Deutschland. Es gab Abschied zu nehmen und hier und da auch kräftig die Hand zu schütteln, aber auch manches herbe Wort mag hinter uns her gesprochen worden sein! Am Abend vor unserm Abmarsche wurde in la Fère ein Feuerwerk abgebrannt; es war das Zeichen der Freude, daß man uns gehen sehen werde. Der Abschied von meinen Wirtsleuten war freundlich. Die Zurückhaltung, die ich denselben gegenüber stets gezeigt hatte, bewahrte ich auch zuletzt, und obwohl ich beim Weggange versprach und sogar den Willen hatte, ihnen einmal zu schreiben, so ist dies doch nie geschehen. Hauptsächlich hielt mich die Erwägung davon ab, daß mein Brief ohne Erwiderung bleiben werde.

Am 1. Juni schieden wir von la Fère. In nicht zu großen Tagesmärschen ging es vorwärts, heimwärts. Wir berührten an größern Städten zunächst Rethel, in dessen Nähe, in Sorbon, wir Rasttag hatten. Eine besondere Freude war mir's, hier mit meinem Jugendfreunde und Waffenbruder M. Meyer zufällig zusammenzutreffen

und mich mit ihm nach den vielen, vielen Erlebnissen ausplaudern zu können. Hinter Marslatour passierten wir am 11. Juni die neue deutsche Grenze, damals noch unbezeichnet durch Grenzstein oder sonst ein äußeres Merkmal. Der erste Deutschland nun angehörige Ort, durch den wir kamen, war Vionville, dann folgten Rezonville und Gravelotte, Orte, deren Namen dauernd der Geschichte angehören. Es fiel uns hier schwer auf die Seele, sehen zu müssen, wie viele der braven Kämpfer auf seiten des Freundes wie des Feindes hier geblutet hatten. Die ganze Gegend ist ein großer Friedhof. Noch sah man hier und da Leute an den Gräbern beschäftigt. Jedes Grab war mit einem weißen Kreuz versehen, auf welchem mit möglichster Genauigkeit die Namen der Beerdigten geschrieben standen. Auch die Pferdegräber waren durch ihren bedeutenden Umfang zu erkennen. Dann wurde Rasttag (13. Juni) dicht bei Metz (in Sablon) gehalten, das ich mir als Festung und Stadt gehörig ansah. Derartige Rasttage hätte ich mir mehr gewünscht.

So rückten wir dann am 15. Juni früh ½9 Uhr in das alte Deutschland ein, nachdem wir uns tüchtig hatten desinficieren lassen müssen. Es geschah dies zwischen den Orten Trouborn und Felsberg. Nun begann überall ein Empfangen und Begrüßen, wie es nicht herzlicher und freudiger sein konnte. Unsre Kanonen mußten sogar manchmal, mit Kränzen überreich geschmückt, auf mit Blumen bestreuter Straße fahren. Da gab es ein Schieben und Drängen der größern und kleinern Dorfjugend, die uns mit Blumen einholte! Und dieser Jubel steigerte sich, je weiter wir kamen. Ich habe in dieser Zeit Quartierwirte gehabt, die einem alle erdenkliche Ehre erwiesen,

einem alles von den Augen absahen und mich, uns alle, förmlich auf den Händen trugen. Dann kamen wir (am 24. Juni) an den Rhein! Hier unter deutschen Brüdern, getragen und gehoben durch ihre Liebe und Dankbarkeit, im Anschauen des schönen, freien, deutschen Rheins, beim Genießen des Besten, was er uns giebt, im Wehen der vaterländischen Luft und im Fühlen der größern Nähe aller Lieben in der Vaterstadt: da war ich unendlich froh und glücklich! Mit welcher Lust saß man hier auf dem Pferde, und das Tier wußte es auch, daß ein glücklicher Reiter darauf saß! Hatte ich doch meine alte treue „Sechs" wieder unter mir, die so manche schwere, aber auch schöne Stunde mit mir geteilt hatte. Zwar war sie mir, wie ich erzählt habe, untreu gewesen, da mein Batteriechef ihres guten Aussehens wegen anders über sie verfügt hatte. Doch auf dem Rückmarsche sollte ich wieder plötzlich in den Besitz meines treuen Tieres kommen, weil man die zeitweilige Bösartigkeit desselben außer acht gelassen hatte. Es verstand sich doch niemand so gut mit ihm wie ich! Als nämlich am 18. Juni in Selbach früh morgens die Batterie auf dem Parkplatze zum Abmarsche bereit stand, war dem Tiere, gerade während der Lieutenant auf ihm saß, sein Raptus gekommen und es hatte das Pferd des dicht daneben haltenden zweiten Lieutenants so zerhauen, daß dieses völlig unfähig wurde, jemals wieder geritten zu werden. Plötzlich hatten unsre beiden Lieutenants ihre Pferde eingebüßt: dem einen war das seinige zerschlagen worden, und dem andern nahm es der Hauptmann weg, um — mir es wiederzugeben. Dies söhnte mich in vieler Hinsicht mit meinem Hauptmann wieder aus.

Stolz und froh saß ich gerade in dieser glücklichen

Zeit wieder auf meiner „Sechs“; denn meist befand ich mich nicht bei der Batterie, sondern eilte flüchtig zu Pferde voraus, die Quartiere für die nachkommenden Kameraden bereitend.

Auch nach Sachsen durfte ich einige Tage früher als die Batterie mittels Dampfroß abgehen. Am 30. Juni 1871 setzte ich mich in Mainz früh 9 Uhr in den Eisenbahnzug. Genau 11 Monate vorher, am 30. Juli 1870, war die Batterie auf ihrem Ausmarsche nach Frankreich hier angelangt. Was schlossen diese 11 Monate ein! Mit den eigentümlichsten Gefühlen saß ich in meiner Eisenbahnwagenabteilung, und als ich abends 11 Uhr in Leipzig ausstieg, da habe ich mich befühlt, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träume, sondern mich wirklich persönlich wieder im lieben Sachsen befinde. Für die Nacht blieb ich in Leipzig, trefflich untergebracht, um andern Morgens nach Meißen zu fahren, in dessen unmittelbarer Umgebung ich meine Batterie einzuquartieren hatte. Ein Telegramm meldete den Meinigen meine Ankunft in Meißen, worauf der Vater sofort zu mir geeilt kam. Welch ein glückseliges Wiedersehen war das! Und als ich tags darauf nach gethaner Arbeit auch nach Dresden eilen konnte, ins Vaterhaus einzog und nun selbst an Stelle der Briefe kam und auch der Mutter zeigen konnte, daß ich heil und gesund geblieben war: da war des Glücks kein Ende! Von nun an folgte Tag um Tag freudiges Wiedersehen, oft stürmischer Art. Flog ich ja in der Übermacht der Gefühle bei dem Wiedersehen mit meinem Onkel während der Umarmung einige Stufen der Treppe hinunter!

Daß in den Tagen des Rückmarsches nach der Heimat

aus dem Briefwechsel, namentlich meinerseits, nicht viel wurde, ist wohl selbstverständlich. Dank der trefflichen Einrichtung unsrer Feldpost brachten aber die Rasttage auch regelmäßig die Nachrichten aus der Heimat. Es sei dieses ausgezeichnete Institut hier ganz besonders erwähnt. Wenn wir vorher oft bedauert worden waren, so kamen nun auch Äußerungen, daß man uns um das, was wir erlebt und zu sehen bekommen, beneidete; und doch war das einzige Beneidenswerte dabei nur das Erlebte und Vergangene, weniger das, was uns in der Zukunft erwartete! Wenigstens war in mir mit dem Rückmarsche der Gedanke daran, wie sich nun meine nächste Zukunft gestalten werde, lebendiger geworden und beschäftigte mich lebhaft. Und wenn je eine Bemerkung meines Vaters besonders treffend gewesen ist, so ist es die, welche ich noch heute mit Dankbarkeit lese: „Mit Rührung und Dank sehe ich mir die Ecke an der Kaserne an, wo Du mir die letzte Hand gabst vom Pferde herunter. Was hat man erlebt! Solche Erhebungen, so Gewaltiges! Dein 1¾ Jahr (anstatt 1 Jahr) Dienst als Soldat wiegt schwer in Deinem Leben; aber Dir ist das Glück beschieden, daß diese Last Dich nicht erdrückt hat, sondern daß Du Dich unter derselben um so kräftiger und höher erhebst. Gott lasse Dich nur erst gesund heimkehren!“ Dieses Wort hat sich, Gott sei Dank, bewahrheitet.

Als man nun endlich das liebe Deutschland wieder unter den Füßen und die Lieben in der Heimat umarmt hatte, da folgte der großartige Einzug in die Residenzstadt Dresden (11. Juli), dann die Demobilisierung nach gethaner Arbeit. Dieselbe brachte gar zu bald den Abschied von meinem treuen Pferde, dessen Schicksal

mich bekümmerte. Wie sehr ein Reiter mit seinem treuen Tiere verwächst, davon kann sich nur derjenige eine Vorstellung machen, der in ähnlicher Lage gewesen ist. Ich beneidete daher Freund Kopp, der sich sein Pferd kaufen und es auf seinem Gute weiter verwenden konnte, während das meine in das neue Reichsland hinaus verkauft wurde.

Auch von liebgewonnenen Kameraden kam nun die Trennungsstunde. Die rauhe Kriegsarbeit war vorüber, viel gab es nachzuholen, und die bisher gemeinsamen Wege wurden nun getrennte. Ein Meer von Erinnerungen nahm man aber im Innern mit, die, besonders die guten, wach zu halten mir stets am Herzen gelegen hat. Sie festigten sich um so mehr, da dem neuen Deutschen Reiche Friede vergönnt war. Der Begriff, deutsch war nun kein leerer Wahn mehr. Und so sehr jeder sein engeres Vaterland liebt, so mußte doch für viele dieses Vaterland nun etwas „größer sein"! Waren wir nun auch wieder in das Deutschland mit dem „$^3/_4$ Jahr Winter und $^1/_4$ Jahr schlechtem Wetter" zurückgekehrt, so bleibt es doch dabei: Deutsch bleibt deutsch! Es giebt nur ein Deutschland!

Es haben sich, Gott sei Dank! bisher die Worte unsers erhabenen Kaisers Wilhelms des Siegreichen bestätigt:

„Das Deutsche Reich ist ein Reich des Friedens;
„sollte mir aber das Schwert in die Hand ge-
„zwungen werden, so wird das deutsche Volk einig
„zu mir und seinen Fürsten stehen, um vereint des
„Reiches Grenzen zu schützen."

Und so sehr vielleicht in vorstehenden Zeilen hier und da über Ausgestandenes geseufzt worden ist, so war doch schließlich im Vollgefühle des Vollbrachten, des Errungenen und dessen, was Deutschland gewonnen hatte und nun war, schließlich alles vergessen, und ich wäre bald darauf, nachdem ich meinen Waffenrock ausgezogen hatte, wenn es hätte sein müssen, doch freudig wieder mit hinausgezogen,

— —

„des Deutschen Reiches Grenzen zu schützen!“

Ortsverzeichnis

der von mir als Quartiermacher berührten Orte.

1870.		
29. Juli	Dresden	Eisenbahnfahrt.
	Leipzig	
	Corbetha	
30. „	Fulda	
	Frankfurt	
	Castel	
	Hochheim.	
	Wickert.	
31. „	Wailbach,	Quartier (Rasttag).
1. August	Wickert.	
	Hochheim.	
	Castel.	
	Mainz.	
	Finthen.	
	Wackenheim,	Quartier.
2. „	Niederingelheim.	
	Oberingelheim,	Biwak.
3. „	Wintersheim.	
	Sauerschwabenheim.	
	Alsheim.	
	Parthenheim.	
	Vendersheim.	
	Wallersheim,	Biwak.
4. „	Schimsheim.	
	Arnsheim.	

4.	August	Flonheim.	
		Affhof.	
		Erbesbüdesheim.	
		Buchenheim.	
		Kirchheimbolanden.	
		Marnheim,	Quartier.
5.	"	Münsterhof.	
		Standenbüle.	
		Lohnsfeld,	Biwak.
6.	"	Wartenberg.	
		Otterberg.	
		Otterbach,	Biwak.
7.	"	Katzweiler.	
		Hirschhorn.	
		Weilerbach.	
		Mackenbach.	
		Wiesenbach.	
		Kammstein.	
		Spesbach.	
		Hütschenhausen.	
		Hauptstuhl.	
		Mühlbach,	Biwak.
8.	"	Vogelbach.	
		Homburg,	Biwak.
9.	"	Kirkel.	
		Lotzkirchen.	
		Blieskastel.	
		Biesingen.	
		Aschweiler.	
10.	"	Wittersheim,	Biwak (Rasttag).
11.	"	Bebelsheim.	
		Habkirchen.	
		— · — · —	Deutsch-französische Grenze.
		Frauenberg.	
		Neuenkirchen.	
		Saargemünd,	Quartier.
12.	"	Woustwiller.	

12. August	Ernestwiller.
	Puttelange.
	Ober- und Niederhost, Quartier.
13. „	Biding.
	Lelling.
	Einschwiller.
	Landroff, Quartier.
14. „	Suisse bassé.
	Laussi.
	Vevers.
	Delme, Biwak.
15. „	Lemoncourt.
	Aulnois.
	Nominy, Biwak.
16. „	Atton.
	Pont à Mousson.
	Maidiaires.
	Montauvillers,
	Mamey, Biwak.
17. „	Regniville.
	Thiaucourt.
	Xammes.
	Charrey.
	Dommartin.
	Chambley.
	Marslatour, Biwak.
18. „	Jarny.
	St. Privat.
19. „	Roncourt, Biwak.
	St. Marie aux Chênes.
	Aboué ꝛc.
20. „	St. Hatrice, Biwak (Rasttag).
21. „	Labry.
	Conelans.
	Jeandelize.
22. „	Olley, Quartier.
23. „	St. Jean-les Buzy.

23. August	Buzy.	
	Warcq.	
	Etain.	
	Haucourt,	Quartier.
24. „	Aboucourt.	
	Aix.	
	Verdun.	
	Aix.	
	Vaux.	
	Feurix.	
	Brais.	
	Mars.	
	Chatin-Court,	Biwak.
25. „	Montzéville.	
	Dombasles.	
	Récicourt.	
	Pasrois,	Quartier.
26. „	Aubéville.	
	Neuvilly.	
	Bouruilles.	
	Varennes,	Biwak.
27. „	Mont-Faucon.	
	Nantillois.	
	Brieux.	
	Dun,	Biwak.
28. „	Liny devant Dun.	
	Fontaine,	Quartier.
29. „	Liny devant Dun.	
	Dun.	
	Doulcon.	
	Nouart.	
	Tailly,	Biwak.
30. „	Beauclair.	
	Laneuville sur Meuse.	
	Beaumont.	
	Letanne,	Biwak.
31. „	bei Azin.	

31. August	Mouzon.	
	Aubémont.	
	Tetaigne,	Biwak.
1. September	Brévilly.	
	Douzy.	
	la Moncelle	Sedan.
	Daigny	
2. "	Givonne	Biwak (Rasttag).
3. "	Daigny.	
	la Moncelle.	
	Bazeilles.	
	Douzy.	
	Mairy.	
	Amblimont.	
4. "	Lombut,	Quartier (Rasttag).
5. "	Mousson.	
	Yioncq.	
	Stonne	
	G. des Armoises.	
	Tanney,	Biwak.
6. "	Le Chesne.	
	Montgon.	
	Neuville,	Quartier.
7. "	Tourterron.	
	Écordal.	
	Sousseul.	
	Suzannes.	
	Soulces,	Quartier.
8. "	Novy.	
	Rethel.	
	Acy-Romence,	Quartier.
9. "	Rethel.	
	Berby.	
	Chateau.	
	Condé.	
	Herpy.	
	Gomont.	

9.	September	St. Germont,	Quartier.
10.	„	Jusencourt.	
		Avaux.	
		Evergnicourt,	Quartier.
11.	„	Neuchatel.	
		Menneville.	
		Guignicourt.	
		Berry au Berc.	
		Cormicy.	
		Beaufignereux.	
		Gyoncourt.	
		Beauvancourt.	
12.	„	Vauvaraines,	Quartier (Rasttag).
13.	„	Beauvancourt.	
		Venteley.	
		Grand-Hameau,	Quartier.
14.	„	Romain	
		Fismes.	
		Chéry-Chatreuve.	
		Mareuil-en Dole.	
		Fere en Tardenois.	
		Villers sur fer,	Quartier.
15.	„	Fere en Tardenois.	
		Coincy.	
		Rocourt.	
		Grissoles.	
		Bonne.	
		Monthiers.	
		Clignon.	
		Torcy,	Quartier.
16.	„	Bußlares.	
		Grandelu.	
		Coulombs.	
		Ocquarre.	
		Lisy-s-Ourcq	
17.	„	Congis,	Quartier (Rasttag).
18.	„	Varreddes.	

18. September	Meaux.	
	Frènes.	
	Annet,	Quartier.
19. "	Claye.	
	Villevaude.	
	le Pin.	
	Courtry.	
	Coubron,	Quartier.
	(Ankunft vor Paris).	
20. "	Clichy	
	Montfermeil	
21. "	Chelles,	Quartier
22. "	Montfermeil	
	Clichy	
22. September — 11. Oktober	Coubron,	Quartier
11. Oktober	Clichy	
	Livry	
	Sevran	
	Aulnay	
11. — 19. Oktober	Savigny ferme,	Quartier
19. Oktober — 16. November	Aulnay,	Quartier
	Sevran	
	Livry	
	Clichy	
16. November — 4. Dezember	Montfermeil,	Quartier
	Chelles	
	Bron	
	Pomponne	
	Lagny	
	Torcy,	Quartier
5. Dezember	Champs	
	Villers	
	Noisy	
	Malnoue	
	Champs	
	Torcy	
	Lagny	

(20. September — 5. Dezember: vor Paris.)

5. Dezember	Pomponne
	Broue
	Chelles
	Montfermeil, Quartier
6. Dezember	Clichy
6. Dez. 1870 — 6. Jan. 1871 1871.	Coubron; Quartier
6. Januar	Clichy
	Livry
6. Januar — 25. Februar	Aulnay, Quartier
	Bondy
25. Februar — 11. März	Raincy
10. März	Vilette au aulnes.
	Mitry.
	T'hieux.
	Ferme Stain.
	Villeneuve, Quartier.
11. "	Damartin.
	Nanteuil.
	Ormoy au Villiers, Quartier.
12. "	Rouville, Quartier.
13. "	Crepy.
	Vauciennes.
14. "	Coyolles, Quartier (Rasttag).
15. "	Pisseleux.
	Villiers cotterets.
	Vertefeuilles.
	Soisson.
	Pommiers, Quartier
16. "	Ausseique et Nogent.
	Coucy.
	Folembray.
	Pierremande, Quartier.
17. "	Autreville.
	Chauny.
	Viry-Noureul.
	Tergnis.

(Pomponne bis Raincy:) vor Paris.

17. März	Fargniers.
17. März — 1. Juni	la Fère, Standquartier während der Occupation.
1. Juni	Laon, Rückmarsch.
	Vaux sur Laon.
	Eppes, Quartier.
2. „	Sisonne, Quartier.
3. „	Leselve.
	Nizy le Compte.
	St. Quentin le petit.
	Bannogne
	Condé.
	Chateau.
	Barby.
4. „	Sorbon, Quartier (Rasttag).
5. „	Rethel.
	Biermes.
	Thugnis.
	Seuil.
	Givry.
	Alland'huy, Quartier.
6 „	Charbogne.
	Attigny.
	Vrizy.
	Condé.
	Vouziers.
	Grandpré.
	Marcq, Quartier.
7. „	Cornay.
	Fleuville.
	Varennes.
	Avocourt, Quartier.
8. „	Esnes.
	Thierville.
	Verdun.
9. „	Bebrupt, Quartier (Rasttag).
10. „	Haudiocourt.

10. Juni Manheulles.
Pintheville.
Maizeray.
Harville.
Moulotte, Quartier.
11. „ Labeuville.
Suzemont.
Marslatour.
— · — · — neue deutsche Grenze.
Vionville.
Rezonville.
Gravelotte, Quartier.
12. „ Lamaison.
Moulins.
Longeville.
Metz.
13. „ Sablon, Quartier (Rasttag).
14. „ Metz.
Lauvallières.
Les Etangs.
Pontigny.
Condé Norten.
Volmerange.
Boulay.
Eterchen, Quartier.
15. „ Trouborn.
— · — · — alte deutsche Grenze.
Felsberg.
Filsberg.
Saarlouis.
Fraulautern.
Saarwellingen.
16. „ Eidenborn, / Fahlscheid, } Quartier (Rasttag).
17. „ Lebach.
Aschweiler.
Thalexweiler, Quartier.

18. Juni Sotzweiler.
Tholey.
Selbach, Quartier.
19. „ Neunkirchen.
Gonnesweiler.
Nahfelden.
Turkishübel.
Birkenfeld.
Elsweiler.
Vorbach.
Niederbraunbach.
20. „ {Hußweiler, Wilsenberg,} Quartier (Rasttag).
21 „ Nieder- und Oberbraunbach.
Rätzweiler.
Algenroth.
Hetzstein.
Obertiefenbach.
Niederwerresbach.
Herrstein, Quartier.
22. „ Niederwerresbach.
Fischbach.
Kirn.
Hochstädt.
Martinsstein.
Monsingen.
Sobernheim.
Steinharterhof.
Waldböckelheim, Quartier.
23. „ Weinsheim.
Rüdesheim.
Kreuznach.
Bretzenheim.
Langenlohnsheim, Quartier der Batterie (für welche sich das Datum um einige Tage verschiebt).
Gensingen.

23. Juni	Diedersheim.	
	Rüdesheim.	
	Kempten.	
24. "	Gaulsheim,	Quartier (Rasttag).
25. "	Niederringelheim.	
	Finthen.	
26. "	Drais,	Quartier (Rasttag).
27. "	Mainz.	
	Castel.	
	Biebrich.	
	Mosbach	
27. — 29. Juni	Dotzheim,	Quartier.
30. Juni	Wiesbaden.	
	Castel,	Eisenbahnfahrt.
	Leipzig,	Eisenbahnfahrt.
1. Juli	Meißen,	Eisenbahnfahrt.
	Dresden (und Umgebung).	

11. Juli Einzug.

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

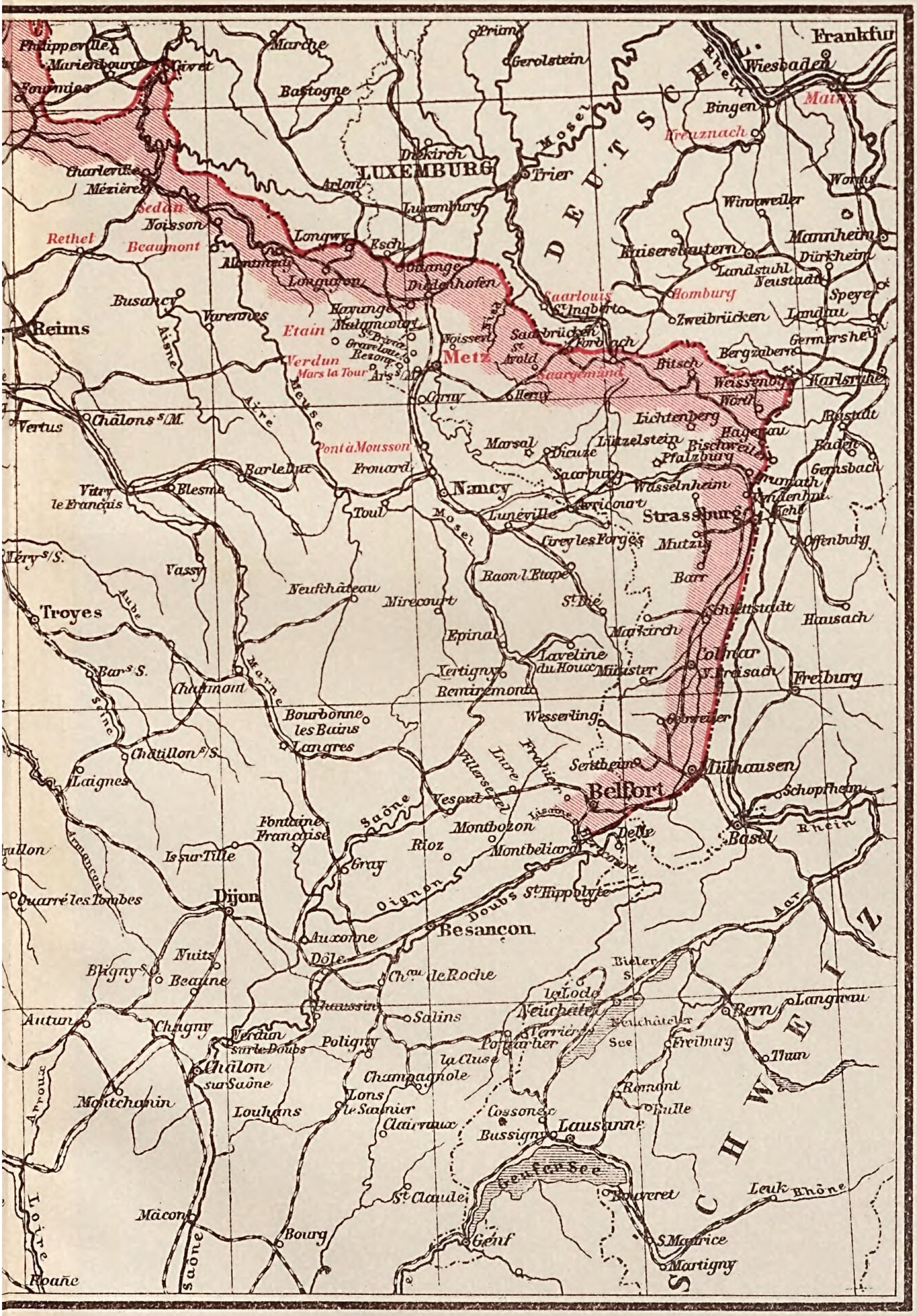


ÜBERSICHTSKARTE

des

FRANZÖSISCHEN KRIEGS-SCHAUPLATZES.

Die vom Feld-Art. R. 12 berührten Hauptorte sind rot eingedruckt.



Frankfu
Wiesbaden
Mainz
Bingen
Kreuznach
Philippeville
Mariembourg
Givet
Fourmies
Marche
Prüm
Gerolstein
Bastogne
Diekirch
LUXEMBURG
Trier
Mosel
DEUTSCHL.
Rhein
Charleville
Mézières
Arlon
Luxemburg
Sedan
Noisson
Rethel
Beaumont
Longwy
Esch
Worms
Winnweiler
Mannheim
Kaiserslautern
Dürkheim
Landstuhl
Neustadt
Homburg
Speyer
Saarlouis
St. Ingberto
Zweibrücken
Landau
Busancy
Reims
Varennes
Aisne
Etain
Longuyon
Diedenhofen
Hayange
Saarbrücken
Forbach
Germersheim
Bergzabern
Verdun
Mars la Tour
Metz
St. Avold
Saargemünd
Bitsch
Weissenburg
Karlsruhe
Wörth
Ars
Gorze
Aire
Meuse
Vertus
Châlons s/M.
Lichtenberg
Hagenau
Rastadt
Marsal
Dieuze
Lützelstein
Bischweiler
Pfalzburg
Baden
Pont à Mousson
Frouard
Gernsbach
Barle Duc
Saarburg
Wasselnheim
Nancy
Vitry le Français
Blesme
Toul
Mosel
Lunéville
Avricourt
Strassburg
Kehl
Cirey les Forges
Offenburg
Mutzig
Méry s/S.
Vassy
Baon l'Etape
Barr
Neufchâteau
Mirecourt
St. Dié
Troyes
Aube
Schlettstadt
Hausach
Markirch
Epinal
Laveline du Houx
Colmar
Xertigny
Münster
Bar s/S.
Chaumont
Remiremont
Freiburg
Marne
Seine
Bourbonne les Bains
Wesserling
Langres
Châtillon s/S.
Saône
Sentheim
Mülhausen
Laignes
Vesoul
Lure
Belfort
Schopfheim
Fontaine Française
Montbozon
Delle
Basel
Rhein
Rioz
Montbéliard
Is sur Tille
Gray
Dijon
Quarré les Tombes
Oignon
Doubs
St. Hippolyte
Besançon
Auxonne
Aar
Nuits
Dôle
Bligny s.
Beaune
Chau de Roche
Bieler S.
Le Locle
Neuchâtel
Mouchard
Salins
Bern
Langnau
Autun
Chagny
Verdun sur le Doubs
Poligny
Pontarlier
Neuchâteler See
Freiburg
Thun
Chalon sur Saône
La Cluse
Champagnole
Romont
Montchanin
Lons le Saunier
Louhans
Clairvaux
Cossonay
Bulle
Lausanne
Bussigny
Arroux
Genfer See
SCHWEIZ
Leuk
Rhône
St. Claude
Bouveret
Mâcon
Bourg
Genf
S. Maurice
Martigny
Loire
Saône
Roanne

Druck von Hallberg & Büchtig, Leipzig.

Wagner, Bernhard,

300 Tage im Sattel Erlebnisse eines sächsischen Artilleristen im Feldzuge 1
870/71 ; mit einer Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes

Dresden ; Leipzig 1892